
1876.
Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.
Herausgegeben
von
Oscar Blumenthal.
III. Band. Heft 3.
Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1876.

März 1876.

Inhalt.

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von 5—6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Aus der Dauphinée.

Novelle

von **Ludwig Habicht.**

„Aber warum singst Du niemals eines Deiner deutschen Lieder, Clotilde, über die ich damals ganz entzückt war, als ich sie zum ersten Mal hörte, obwohl ich kein Wort davon verstand." Mit dieser Frage wandte sich ein junges, kaum siebzehnjähriges Mädchen, das eben in den Salon getreten war, mit der ganzen Lebhaftigkeit und liebenswürdigen Anmuth der Südfranzösin lächelnd an die etwas ältere Gefährtin, die am Flügel saß und träumerisch nur leise die Finger über die Tasten gleiten ließ. Bei der unerwarteten Anrede blickte die Klavierspielerin erschrocken auf. Ueber ihr ernstes, fast schwermüthiges Antlitz zuckte ein heftiger Unwille, dennoch suchte sie sich zu beherrschen und sie entgegnete nur in einem gedämpften Tone, dem man freilich die innere Erregung anmerkte: „Hortense! Wie kannst Du mir so wehe thun? Weißt Du nicht, wie schmerzlich es mir ist, nur an die unselige Vergangenheit erinnert zu werden, die ich ohnehin nicht vergessen kann."

„Verzeihe mir, theure Clotilde!" und die Kleine eilte sogleich auf ihre Cousine zu, schloß sie stürmisch in ihre Arme und sah bittend, zerknirscht wie eine Schuldige zu ihr auf. „Ich vergesse immer, daß Du gar nicht vergessen kannst!"

„Wie sollte ich auch? Bin ich nicht dadurch heimatlos geworden, und ist nicht meinem armen Vater das Herz darüber gebrochen!" Die sonst so ruhigen blauen Augen des jungen Mädchens funkelten und um ihre blühenden Lippen zuckte es seltsam.

„Nein, Clotilde, das mußt Du nicht sagen", eiferte sogleich Hortense. „Hast Du hier nicht eine Heimat gefunden? und Papa meint, der Onkel könnte jetzt noch leben, wenn er sich mehr geschont und dann seine Krankheit besser beachtet hätte."

Clotilde schüttelte traurig das schöne Haupt und in jenem überlegenen Tone, den eine etwas ältere gegen ihre jüngere Verwandte gern annimmt, sagte sie: „Nein, nein Kind, das weiß ich besser. Dein guter Papa, mein lieber Oheim, bemüht sich freilich, mir die Sache im andern Lichte zu zeigen, um mich von meiner Schwermuth zu heilen; aber ich werde die unglückliche Vergangenheit nicht los, alles erinnert mich daran!"

„Du solltest die Sache doch nicht so tragisch nehmen", sagte Hortense und richtete sich in ihrer beweglichen Art schon wieder in die Höhe. „Papa meint auch, Frankreich bliebe noch immer durch seinen Geist, durch seinen Reichthum das erste Land der Welt." Die dunklen Augen der Kleinen blitzten; trotz ihrer Jugend und Sorglosigkeit konnte sie die Französin nicht verleugnen, die ihr Vaterland liebte und stolz darauf war.

„Ihr habt unter dem unseligen Kriege nicht so furchtbar gelitten, wie wir im Elsaß, und das Glück gehabt, die deutschen Barbaren niemals in der Nähe kennen zu lernen.“

„Du gehst zu weit, Clotilde! Alle Deutschen sind gewiß nicht so schlimm“, entgegnete ihre Cousine lebhaft; „Hättest Du meinen Lebensretter gesehen, Du würdest ihn gewiß nicht unter die Barbaren zählen. Nein, gewiß nicht“, setzte Hortense mit großer Entschiedenheit hinzu. „Papa war auch ganz entzückt von ihm und der ist doch in Beurtheilung junger Männer sehr schwierig.“ Sie lachte und zeigte dabei ihre kleinen, wohlgepflegten Zähne. Clotilde machte eine Handbewegung, als wolle sie sagen: „sobald Ihr guten Menschen auf den Lebensretter zu sprechen kommt, seid Ihr wie verblendet“, und um der Unterhaltung, die dann niemals erquicklich wurde, ein Ende zu machen, vertiefte sie sich von Neuem in ihr Spiel und jetzt wußte sie dem Instrument die vollsten Akkorde abzulocken. Es war die Ouvertüre zu Gounod's „Margarethe“ und die für Musik schwärmende und dafür auch sehr befähigte Hortense hörte augenblicklich aufmerksam zu, denn bald darauf sang Clotilde mit ihrer klangvollen Stimme die herrliche Ballade vom König von Thule, ohne daran zu denken, daß es das Lied eines deutschen Dichters war, das der Componist in Musik gesetzt.

Clotilde Erman war die einzige Tochter eines Gutsbesitzers aus dem Elsaß. Bald nach dem Friedensschlusse hatte ihr Vater, um nicht unter deutscher Herrschaft leben zu müssen, mit seiner Tochter die Heimat völlig aufgegeben und war zu seinem in der Dauphinée ansässigen Schwager gezogen.

Michel Mercot, der Oheim Clotildens, hatte sich durch Fleiß und Klugheit zum reichsten Fabrikanten Grenoble's aufgeschwungen. Vor einigen Jahren hatte der zum Millionär gewordene Mann das noch immer äußerst einträgliche Fabrikgeschäft seinen beiden Söhnen überlassen und sich in einem jener herrlichen, romantischen Thäler angesiedelt, an denen die Dauphinée so reich ist, daß sie noch immer ein großer Anziehungspunkt für Maler und Touristen bleibt. Es gibt wenige Provinzen in Frankreich, wo die Gastfreundschaft noch so allgemein und anmuthig ausgeübt wird, als in der Dauphinée; selbst die Fluth der Reisenden, die sie alljährlich durchströmen, haben darin nicht viel zu ändern vermocht. In den Thälern wie auf den Bergen, in den Hütten wie in den Schlössern wird der Gast mit gleicher Herzlichkeit empfangen und es hätte nicht einmal der so nahen Verwandtschaft bedurft, um Herrn Erman und seiner Tochter in dem prächtigen Schlosse des ehemaligen Fabrikbesitzers die herzlichste Aufnahme zu sichern. Wurde doch durch die theuren Gäste das Stillleben in Sassenage angenehm unterbrochen.

Der aus seiner Heimat Vertriebene hatte sich wohl schwerlich das Unglück seines Vaterlandes so zu Herzen genommen, als sich seine Tochter jetzt einbildete: wenigstens hatte er äußerlich von diesem Schmerz nicht viel gezeigt. Er war mit seinem Schwager eifrig auf die Jagd gegangen, hatte leidenschaftlich dem Fischfang obgelegen, sich bei dieser Gelegenheit gründlich erkältet und, wie Michel Mercot behauptete, seine Krankheit viel zu leicht genommen. Ein plötzlicher Rückfall führte das rasche Ende des sonst so rüstigen, lebenslustigen Mannes herbei.

Seitdem war über Clotilde eine noch größere Schwermuth gebreitet, als sie zu ihren Verwandten mitgebracht hatte; obwohl auch bei ihr zuweilen die Jugend ihr Recht forderte und sie in dem heitern, glücklichen Kreise, der sie umgab, die Bleigewichte vergaß, die auf ihrer Seele ruhten. Herr Mercot besaß all jene Eigenschaften, durch

die sich die echten Söhne der Dauphinée auszeichnen. Er war stets gut gelaunt, sprach gern und nicht ohne Geist und der feine Spott, der all seinen Landsleuten eigen ist, wurde bei ihm durch eine außerordentliche Gutmüthigkeit gemildert. Hortense war ganz das Ebenbild ihres Vaters, leicht erregt, geistig beweglich und trotz ihrer Jugend schon mit dem Talent begabt, über alles brillant zu plaudern, und nicht ohne Bewußtsein dieses ihres Talentes.

Die Gattin des Herrn Mercot war, wie dies den Frauen aller Stände in der Dauphinée nachgerühmt wird, eine ausgezeichnete Hausfrau; sie sorgte mit bewunderungswürdigem Geschick für die Annehmlichkeiten des alltäglichen Lebens, was sie durchaus nicht abhielt, in den Stunden gemeinschaftlichen Zusammenseins durch eine fast jugendliche Heiterkeit, die sie in ihr jetziges Alter hinübergerettet, die ohnehin fröhliche Gesellschaft noch mehr zu beleben. Die kleine, etwas zur Wohlbeleibtheit neigende Frau, mochte den ganzen Tag in Haus und Küche herumgewirthschaftet, manchen Aerger gehabt haben, sie brachte doch zu Tische das freundlichste Lächeln und die angenehmste Laune mit.

Unter diesen glücklichen, liebenswürdigen Menschen wären auch selbst der schwergedrücktesten Brust ein wenig die Flügel gelüftet worden und dann der behagliche Aufenthalt in einer Gegend, über die mit verschwenderischer Hand so viel landschaftliche Schönheiten ausgestreut! Wenn Clotilde immer wieder in ihre alte Schwermuth zurückfiel, so lag es an ihrem ernsten Charakter, der nichts leicht zu nehmen vermochte. Sie war mit ganzer Seele Französin und hatte das Unglück, das ihr Vaterland getroffen, wohl noch schwerer empfunden, als ihr Vater. Dazu kam noch, daß der Bruder desselben für Deutschland optirt hatte und ruhig im Elsaß geblieben war. Ja, ein Sohn des Oheims diente bereits beim Militair und schrieb beständig die selbstzufriedensten Briefe an seine Cousine, obwohl er von ihr keine Antwort erhielt. Gerade dieser Vetter war ihr von Kindheit an ein lieber treuer Spielgefährte und Kamerad gewesen; sie hatte seinen tüchtigen Charakter stets geschätzt, und jetzt beugte er sich so leicht unter das harte Joch und wie Clotilde meinte, nur des schnöden Vortheils halber. Dem feurigen Herzen des jungen Mädchens that es wehe, wenn sie an die Abtrünnigkeit ihrer Verwandten dachte. Hatte doch der Oheim vorher in wilder Leidenschaft tausendmal erklärt, daß er nimmermehr preußisch werden wolle, und dann war er doch geblieben. —

Ganz in ihr Spiel und ihren Gesang vertieft, hatte sie nicht gehört, daß der Oheim leise in den Salon getreten war. Er blieb an der Thür stehen und machte seiner Tochter ein Zeichen, daß sie seine Anwesenheit nicht verrathen solle und lauschte nun ebenso andächtig dem Gesange seiner Nichte, wie Hortense. Herr Mercot war ein schlanker, mittelgroßer Mann, das volle, blühende Gesicht zeigte ebenso viel Gutmüthigkeit wie Intelligenz und die dunklen, leicht aufflammenden Augen verriethen einen beweglichen Geist.

Als Clotilde beendigt, klatschte er sogleich in die Hände, die zu seinem Leidwesen nicht aristokratisch geformt waren, sondern durch ihre Breite und die kurzen dicken Finger daran erinnerten, daß Herr Mercot aus einer Familie stammte, in der ein schweres und mühseliges Tagewerk fast Jahrhunderte lang erblich gewesen. So weit nur die Familienerinnerungen hinaufreichten, hatten alle Mercot's das ehrsame Schmiedehandwerk getrieben und erst dem Vater von Hortense war es gelungen, sich vom armen Handwerker zu einem der reichsten Fabrikanten aufzuschwingen.

„Ah, vortrefflich, Clotilde!" begann der Oheim mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit. „,Und trank keinen Tropfen mehr!' Das konnte dem alten König freilich nicht schwer fallen, da er schon im Sterben lag", und der Oheim stimmte sein helles glückliches Lachen an, bei dem man stets vergaß, daß er bereits sechzig Jahr erreicht hatte. „Und nicht wahr, Kinder, diese Musik ist kostbar", fuhr er, ohne eine Antwort abzuwarten, fort. „Wir haben unstreitig an Gounod unseren hervorragendsten Componisten, auf den wir stolz sein können."

„Weißt Du noch, Papa, wie der deutsche Musiker, den wir im vorigen Jahre in der Schweiz trafen, fortwährend behauptete, daß ihr großer Meister Wagnèr alle Componisten der Welt überrage und unser Gounod auch nur bei den Deutschen in die Schule gegangen sei. Was sagst Du zu solcher Kühnheit?" wandte sie sich lächelnd zu ihrer Cousine und noch eh' diese etwas darauf erwidern konnte, rief Herr Mercot: „Ah, da hätte ich bald vergessen, Euch eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Herr von Guerinbèr wird endlich sein gegebenes Versprechen einlösen und uns besuchen. Ich habe soeben einen Brief von ihm erhalten."

„Das ist prächtig! Wie freue ich mich, meinen Lebensretter wieder zu sehen!" Hortense schlug wie ein Kind vor Vergnügen die Hände zusammen.

Clotilde dagegen war Anfangs bei dieser Nachricht sprachlos vor Bestürzung. Wohl hatte der Oheim davon geplaudert, daß er den deutschen Herrn, der bei ihrer Alpenwanderung durch sein rasches und kühnes Dazwischentreten Hortense vor einem Sturz in den Abgrund gerettet, zu einem Besuche mehrmals eingeladen habe, aber die Nichte hatte niemals geglaubt, daß dieser Mensch eine solche Einladung annehmen werde. O, wie haßte sie ihn schon jetzt, von dem der Oheim sowohl, wie Hortense, mit solcher Begeisterung sprachen!

„Sobald dieser Deutsche kommt, geh' ich fort", sagte sie mit gepreßter Stimme; aber doch mit einer Entschiedenheit, die es keinen Augenblick zweifelhaft ließ, daß es ihr mit ihrem Entschlusse bitterer Ernst sei.

„Das wirst Du doch nicht thun?" riefen Vater und Tochter erschrocken, fast gemeinschaftlich und der Erstere setzte mit großer Beredsamkeit hinzu: „Sei vernünftig, Clotilde! Wir sind wirklich dem Herrn von Guerinbèr zu großem Dank verpflichtet, und als das Pferd Hortensens scheute und sie im nächsten Augenblick in den Abgrund stürzen konnte, da hat der wackere Mann auch nicht nach unserer Nationalität erst gefragt, sondern mit Gefahr seines eigenen Lebens das meiner Tochter gerettet. Wie hätte ich ein Recht dazu, mich jetzt von der Pflicht der Dankbarkeit zu entbinden, weil es gerade ein Deutscher war, der uns diesen unvergeßlichen Dienst geleistet hat? Herr von Guerinbèr sprach schon damals davon, daß er eine Reise in das südliche Frankreich unternehmen wolle, aber noch fürchte, einem zu großen Vorurtheil zu begegnen. Ich redete es ihm aus und bürgte für den gesunden Sinn meiner Landsleute, die dem friedlichen Reisenden keinen Nationalhaß nachtragen; ich bin glücklich, daß ich ihm mein Haus als freundliches Asyl bieten kann und Du wirst mir nicht den Kummer bereiten und durch Deinen Deutschenhaß Alles verderben."

„Das beabsichtige ich durchaus nicht; ich will ihm nur das Feld räumen, denn ich kann mit diesem Menschen unmöglich unter einem Dache wohnen."

„Hast Du ihn denn schon gesehen, daß Du eine solche Abneigung gegen ihn hast?" fragte der Oheim verwundert.

Clotilde schüttelte den Kopf: „Es genügt mir, daß er ein Deutscher ist!

„Närrisches Kind!" rief der Oheim lachend: „Lerne ihn erst persönlich kennen, dann ist mir gar nicht bange, daß Dein Vorurtheil schwinden wird."

„Nie!" entgegnete sie mit großer Entschiedenheit. Ich will ihn gar nicht erst kennen lernen, nur fort, fort!" Sie sprang in ungewöhnlich leidenschaftlicher Erregung auf, als sei der gefürchtete Deutsche schon vor der Thür und sie müsse ihm auf der Stelle entfliehen.

„Du willst also zu Onkel Erman nach dem Elsaß zurück?" fragte Herr Mercot und ein überlegenes Lächeln spielte um seine Lippen.

Die Frage des Oheims brachte Clotilde zur Besinnung, denn es erinnerte sie, wie es ihr in diesem Augenblicke schien, freilich mit grausamer Schärfe daran, daß sie hier die einzige Zufluchtsstätte hatte, die sie nicht aufgeben konnte, und von dem bittern Gefühl ihrer Verlassenheit überwältigt, brach sie in Thränen aus.

Hortense konnte gar nicht diese schmerzliche Erregung ihrer Cousine begreifen; aber Herr Mercot ahnte sogleich die Quelle ihrer Thränen und er sagte beschwichtigend: „Liebe Clotilde, ich habe sonst immer Deinen klaren Verstand, das ruhige Gleichmaß Deines Temperamentes bewundert; aber jetzt kenne ich Dich nicht wieder," und mit der ganzen Beredsamkeit, die ihm eigen war, suchte er noch einmal das Vorurtheil auszurotten, in dem seine Nichte befangen war.

Wenn der Oheim sein bewunderswürdiges Rednertalent entfaltete, dann war ihm nicht leicht zu widerstehen; auch Clotilde mußte die vielen Gründe, die er anführte, einsehen und sich selber sagen, daß sie nicht thöricht die neue Heimat auf das Spiel setzen durfte, die ihr hier geworden war. Herr und Frau Mercot behandelten sie mit der gleichen Zärtlichkeit wie ihre Tochter und sie lebte in so angenehmen, behaglichen Verhältnissen, wie selbst das Vaterhaus sie ihr nicht zu bieten vermocht hatte.

Clotilde sah keinen Ausweg und nach einigem Schwanken sagte sie nur: „Dann gestatte mir wenigstens, daß ich mich während der Besuchszeit des Fremden so viel wie möglich zurückziehen darf."

„Gern, wenn Du alles Auffällige vermeidest und nie vergißt, daß Herr von Guerinbèr unser lieber, uns hoch willkommener Gast ist," — war die Antwort des Oheims und damit der Friede vorläufig hergestellt.

Nach einigen Tagen traf wirklich Herr von Grünberg in Sassenage ein und die Herzlichkeit und Wärme, mit der er von seinen liebenswürdigen Wirthen empfangen wurde, bewies am besten, daß ihre Einladung sehr ernst gemeint sei und sie noch immer die innigste Dankbarkeit für den ihnen geleisteten wichtigen Dienst empfanden.

Herr Mercot sowohl, wie seine Gattin, erschöpften sich in Aufmerksamkeiten, um ihrem theuren Gaste das Leben so angenehm wie möglich zu machen und die kleine Hortense zeigte ihrem Lebensretter die zutrauliche Freundlichkeit einer Schwester.

Nur Clotilde hatte gegen den verhaßten Deutschen kaum die nöthige Höflichkeit aufzubringen vermocht; sie verbarg freilich ihre tiefe Abneigung hinter vornehmer Kälte und zog sich stets unter irgend einem schicklichen Vorwande so viel wie möglich zurück.

Herr von Grünberg schien, zur großen Herzenserleichterung des Herrn Mercot, die kühle Zurückhaltung der jungen Dame nicht zu bemerken; er fühlte sich schon nach wenigen Tagen bei seinen liebenswürdigen Wirthen völlig heimisch. Mit Herrn Mercot ritt er

aus, oder ging mit ihm auf den Fischfang; für die ausgezeichnete Küche von Frau Mercot hatte er die aufrichtigste Bewunderung und damit allein schon würde er sich die Zuneigung der gutmüthigen Frau erworben haben, und Hortense begleitete er auf dem Flügel, lachte und scherzte mit der Kleinen and Alle zusammen machten kleine Ausflüge in die Umgegend, von denen sie stets in glücklichster Stimmung und bester Laune zurückkehrten. Clotilde erfand dann immer irgend einen Vorwand, um sich bei solchen Gelegenheiten zurückzuziehen.

Die Söhne aus Grenoble fanden sich ebenfalls auf einen Tag ein, um den werthen Gast ihres Vaters zu begrüßen, zuweilen wurden auch gute Freunde aus der Nachbarschaft eingeladen und Alle mußten bekennen, daß der junge Deutsche ganz angenehm war. Er hatte gar nichts von jener Schwerfälligkeit, jenem Eigensinn, den die Franzosen stets bei ihren Nachbarn jenseits des Rheins voraussetzen. Herr von Grünberg war so heiter, so lebenslustig, wie diese glücklichen Südfranzosen selbst; er konnte in das Lachen seines Wirthes so hell und frisch einstimmen, daß dieses Lachduett stets alle Andern ebenfalls zu stürmischer Heiterkeit unwiderstehlich mit fortriß.

Auch die Persönlichkeit des Gastes stimmte nicht mit der Vorstellung, die sich Franzosen gewöhnlich von Deutschen gebildet haben. Er hatte weder das blonde lange Haar und die breiten Schultern, noch das Phlegma und all' jene Eigenschaften, die ihnen für germanisches Wesen geläufig sind. Herr von Grünberg war ein schlanker, wenn auch kräftig gebauter Mann, die gebräunte Gesichtsfarbe, das kastanienbraune Haar und die dunkel blitzenden Augen gaben seiner Erscheinung weit eher ein südliches Gepräge, und dazu kam die Raschheit und Lebhaftigkeit in all seinen Bewegungen, die Frische und Heiterkeit seines Geistes. Wenn ihm nicht seine Aussprache noch immer als Ausländer verrathen hätte, würden ihn Alle für einen Landsmann genommen haben.

Deshalb gewann der Fremde auch Alle, mit denen er in Berührung kam, wie ein Sturm. Die ohnehin leicht erregbaren Südfranzosen waren von dem liebenswürdigen Fremden bezaubert und selbst die wüthendsten Deutschenhasser vergaßen dem harmlosen, hübschen jungen Manne gegenüber ihre nationalen Vorurtheile. Herr Mercot behandelte den lieben Gast wie seinen Sohn und ließ nicht undeutlich hindurchblicken, daß er selbst dann nicht den grausamen Vater spielen würde, wenn sich Herr von Grünberg einmal um die Hand seiner Tochter bei ihm bewerben wolle.

Ob Hortense schon jetzt etwas für ihren Lebensretter empfand? — Ihr junges Herz nahm sich noch nicht die Zeit, über ihre Gefühle klar zu werden; sie überließ sich ohne Rückhalt der Annehmlichkeit, die in dem täglichen traulichen Verkehr mit dem jungen Manne lag, der sie so hübsch zu unterhalten wußte und dabei weiter keine Ansprüche machte. In seiner Gegenwart brauchte sie nicht geistreicher zu sein, als sie wirklich war, sich nicht die Mühe zu geben, über Dinge zu sprechen, die sie doch nicht verstand. Der Gast war ihr sehr bequem und sie konnte stets mit ihm wie mit einem guten Freunde harmlos plaudern.

Während Alle sich von der liebenswürdigen Heiterkeit des jungen Deutschen angezogen fühlten, beharrte Clotilde allein in ihrer Zurückhaltung. Der Gast blieb dabei, die auffällige Kälte der jungen Dame nicht weiter zu beachten; er fragte mit keinem Wort nach ihr, wenn sie sich an den kleinen Ausflügen nicht betheiligte und er zeigte nicht das mindeste Befremden, daß sie an einem so hartnäckigen Kopfschmerz litt und sich nach jeder Mahlzeit regelmäßig zurückziehen mußte.

Trotzdem war dem gutmüthigen Herrn Mercot diese Hartnäckigkeit seiner Nichte peinlich, er konnte es nicht unterlassen, ihr zuweilen unter vier Augen hierüber Vorwürfe zu machen und zu gleicher Zeit die Feinheit seines Gastes hervorzuheben, der sich den Anschein gäbe, als bemerke er ihre Unart nicht und niemals dies auffällige Verschwinden belächle, oder verspotte, wozu er doch allen Grund habe. —

„Wenn es den deutschen Herrn nicht weiter unangenehm berührt, dann braucht es Dir auch nicht peinlich zu sein und Du kannst mir meine friedliche Einsamkeit auch ferner gönnen", sagte Clotilde zwar mit größter Ruhe; aber sie hätte kein junges, schönes Mädchen sein müssen, wenn ihr diese Gleichgültigkeit des Gastes nicht zugleich empfindlich gewesen wäre. Ihre Schönheit, ihr Geist hatte noch überall Bewunderung erregt und besonders diese lebhaften Südfranzosen brachten ihr von allen Seiten die schwärmerischesten Huldigungen dar. Wenn sie einmal, aus irgend einer Laune, ihnen ihre Gesellschaft entzog, dann hinterbrachte ihr Hortense stets, wie sehr und schmerzlich man sie in der Gesellschaft vermißt habe, und dieser deutsche Barbar fand ihre geflissentliche und kühle Zurückhaltung nicht einmal auffällig! — Oft durchzuckte sie der Gedanke, den verhaßten Menschen doch aufzurütteln, ihn durch alle Künste der Coquetterie an sich zu fesseln, um ihn dann, wenn er an sie sein Herz verloren, verächtlich von sich zu stoßen. — War das nicht die köstlichste Rache, die sie an dem Feinde nehmen konnte?! . . .

Eines Tages, als nach einem trefflichen Mahle, in dessen Zubereitung sich Frau Mercot beständig zu übertreffen schien und bei dem der herrliche Wein von L'Ermitage im Côte Saint-André die heitere Stimmnng der kleinen Gesellschaft noch erhöht hatte und Herr Mercot bereits zu planen begann, wohin sich heut der Ausflug richten sollte, fragte Herr von Grünberg nach der Grotte der Melusine. „So viel ich weiß, ist sie in Ihrer schönen, an Wundern reichen Dauphinée und in der Nähe Grenobles."

„Noch näher", rief Hortense lächelnd. „Wir haben sie ja ganz in der Nachbarschaft von unserm Sassenage."

„Und dahin haben Sie mich noch nicht geführt?" entgegnete Grünberg mit scherzendem Vorwurf.

„In die Grotte einer Zauberin?! Durften wir dies wagen?" antwortete Hortense, auf den scherzenden Ton eingehend, aber Herr Mercot setzte sogleich hinzu, um seine moderne Aufklärung zu zeigen: „Nichts als Sage und Schwindel. Ich habe Allen verboten, Ihnen erst davon zu plaudern; in unserm Jahrhundert dürfen wir uns doch nicht mehr dadurch lächerlich machen, daß wir solchen Dingen noch irgend einen Werth beilegen. Und dann, — Grotte der Melusine! — Der Name ist das Beste daran, ich versichere Sie, die Geschichte ist ganz unbedeutend und lohnt nicht den beschwerlichen Weg dahin. Die Grotte de la Balme ist weit großartiger, die müssen wir einmal aufsuchen; aber heut schlage ich das Kloster Chartreuse vor, das wir schon längst besuchen wollten und das ja eine Weltberühmtheit ist, die sie sehen müssen."

„Ich merke es aber unserm theuern Gaste an, daß er heut die Zaubergrotte vorziehen wird", sagte Frau Mercot, deren kluge scharfe Augen in dem Antlitz Grünbergs wirklich richtig gelesen hatten.

„Dann brechen wir dahin auf", rief ihr Gatte sogleich, der augenblicklich mit gewohnter Liebenswürdigkeit seine eigenen Wünsche denen des Gastes unterordnete.

Herr von Grünberg wußte recht gut, daß sein Wirth viel zu höflich und aufmerksam war, um nur einen Verzicht seinerseits anzunehmen; er bekannte deshalb offen, daß

Frau Mercot seine Gedanken trefflich errathen habe und die kleine Frau fühlte sich durch diese Anerkennung ihres Scharfblickes hinreichend belohnt.

„Also zur Grotte der Melusine!" sagte ihr Gatte mit einem sarkastischen Lächeln. „Bist Du auch von der Partie?" wandte er sich zu seiner Nichte. Obwol er ihrer verneinenden Antwort gewiß war, hielt er es doch, seines Gastes halber, für seine Pflicht, wenigstens diese vergebliche Frage an sie zu richten. Wie erstaunte der treffliche Mann, als Clotilde ruhig erwiederte: „Bei diesem herrlichen Wetter hat Deine Einladung wirklich etwas Verlockendes."

„Da siehst Du, Papa, wie der Melusinenzauber noch immer wirkt!" scherzte Hortense, die über den unerwarteten Entschluß ihrer Cousine ebenfalls nicht wenig erstaunte. Dennoch waren diese liebenswürdigen, guten Menschen, trotz ihrer leichten Erregbarkeit zu feinfühlig und artig, um ihre Verwunderung durch irgend ein äußeres Zeichen an den Tag zu legen.

Frau Mercot betheiligte sich selten an solchen Ausflügen; auch heute hatte sie keine Zeit und so mußten die vier ihre Wanderung ohne sie antreten. Grünberg gab Hortense den Arm und heiter plaudernd schritten die Beiden voran, während ihnen Herr Mercot mit seiner Nichte folgte, die sich so schweigend verhielt, daß auch der Oheim bald den Versuch aufgab, das seltsame Mädchen heute zum Sprechen zu bringen. Um so lebhafter führte das erste Paar die Unterhaltung.

Die Sonne sandte ihre heißesten Strahlen herab, aber bald nahm sie ein schattiger Waldpfad auf und nun wurde das Wandern in diesem romantischen Thale zum herrlichsten Genuß. Von allen Seiten waren sie von hohen Bergen eingeschlossen und zu ihrer Linken rauschte und schäumte in schauerlicher Wildheit ein kleiner Fluß, der in dem engen Thale kaum dem Pfade den nöthigen Raum gönnte, der sich beständig dicht an seinen Ufern halten mußte. Von Zeit zu Zeit boten sich den Blicken kleine Wasserfälle dar, wenn der Fluß über Felsen hinweg seinen wilden Sturmlauf nahm und hoch aufschäumend in die Tiefe stürzte. Dann sprühte ein feiner Regen bis zu ihnen herüber.

„Nicht wahr, unser Drac ist ein toller Gesell?" fragte Hortense, als sie wieder bewundernd vor einem dieser kleinen Wasserfälle einige Augenblicke stehen geblieben waren.

„Wissen Sie auch, daß Ihr heimathlicher Fluß einen deutschen Namen trägt?" fragte Grünberg zurück.

„Nicht möglich!" rief Hortense ganz verwundert. „Sie scherzen, Herr von Guerinbèr."

„Durchaus nicht. Le Drac ist nichts weiter, als unser deutsches Wort: „Der Drache", und er erklärte ihr die Bedeutung dieses Wortes.

„Aber wie kommt der Drach in unsere Sprache?"

„Weil vor einem Jahrtausend die Burgunder, später die Franken hier gehaust", bemerkte ihr Begleiter, den das Erstaunen des jungen Mädchens nicht wenig belustigte und der unwillkürlich dadurch angestachelt wurde, es noch zu steigern. „Mit dem neuen burgundischen Reiche von Arles ging es zugleich in den Besitz des deutschen Kaisers über und ist bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Verbindung mit Deutschland geblieben."

„Papa, wir sind ursprünglich auch Deutsche!" wandte sich Hortense lebhaft zu ihrem Vater: „Herr von Guerinbèr hat mir dies eben erklärt. Ist es nicht schrecklich?!" und sie brach in ihr glückliches Lachen aus, ohne sogleich daran zu denken, daß die letzte Bemerkung für ihren Gast eine Beleidigung sein mußte.

Da sich seine Nichte so schweigsam verhielt, hatte Herr Mercot die Auseinandersetzung des Deutschen schon gehört und wenn sie auch sein Nationalgefühl ein wenig verletzte, war er doch zu höflich und fühlte sich Grünberg viel zu sehr verpflichtet, als daß er seine Empfindlichkeit verrathen gesollt. Er suchte deshalb sogleich die Sache in einen Scherz zu ziehen. „Das ist nicht schlimm, Hortense! Sollten wir im grauen Alterthum wirklich einmal ein bischen deutsch gewesen sein, haben wir es doch gründlich vergessen. Und nicht wahr, Herr von Guerindèr, Sie nehmen uns das nicht übel?"

„Durchaus nicht," erwiderte der junge Mann lachend, der gern in diesen Scherz einging.

„Vielleicht leiten die Deutschen dann auch einmal das Recht her, diese schönen Länder ebenfalls von Frankreich loszureißen. Sie sind ja stark in der alten Geschichte und können damit schließlich jeden Raub entschuldigen," sagte Clotilde laut und scharf. Während sie sich den Anschein gab, als ob sie diese Worte nur an den Oheim gerichtet, streiften ihre Augen mit einem Blicke des Hasses über den Deutschen.

Hortense hatte sich bei ihrer Frage nach ihrem Vater zurückgewandt und so standen sich die beiden Paare nur wenige Schritte gegenüber. Vielleicht zum ersten Male begegneten sich Grünberg und Clotilde Auge in Auge. Sie hatte es bisher stets vermieden, den verhaßten Menschen nur anzusehen. Welch' ein Blick traf das junge Mädchen jetzt aus seinen ruhigen, freundlichen Sternen! Ein leiser Vorwurf, daß sie ihm wehe gethan und dennoch ein Strahl aufrichtiger Bewunderung über ihre Schönheit, die selbst in ihrer zornigen Aufregung noch immer solchen Zauber hatte.

Clotildens Antlitz wurde noch dunkler über die empörende Frechheit des Deutschen, um ihre blühenden Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln und ihre Blicke streiften so ruhig über ihn hinweg und blieben auf der grünen Bergwand haften, als sei der unverschämte Mensch für sie nicht mehr vorhanden.

Herr von Grünberg schien in einer zu großen Aufregung zu sein, um antworten zu können; aber der gutmüthige Mercot machte der peinlichen Geschichte sogleich ein Ende, indem er rief: „Warum wollen wir uns wenige Schritte vor dem Ziel noch länger aufhalten? Vorwärts, meine Herrschaften, dann erreichen wir in zwei Minuten die Grotte."

Wie vorsichtig waren Gast und Wirth allen politischen Gesprächen aus dem Wege gegangen und der Erstere bereute jetzt seine Unvorsichtigkeit. Er sagte sich selbst, daß es seine Pflicht gewesen wäre, die nationalen Vorurtheile dieser liebenswürdigen Menschen besser zu schonen. Sie an eine solche Vergangenheit zu erinnern, mußte nothwendig unerquickliche Debatten herbeiführen und er war im Stillen Herrn Mercot sehr dankbar, der mit seinem Tact die Gelegenheit dazu vermieden. Nun wollte er auch sein Versehen so rasch wie möglich gut machen und an geistiger Beweglichkeit dem alten Herrn nicht zurückstehen. Als ob dies peinliche Gespräch nicht stattgefunden habe, plauderte er sogleich mit Hortense harmlos weiter, die sich zwar Anfangs ein wenig verstimmt zeigte und nach solchen Vorgängen die plötzliche Unbefangenheit ihres Begleiters nicht begreifen konnte, sich aber von ihrem heitern Temperament rasch fortreißen ließ und bald wieder ihr helles glückliches Lachen erklingen ließ.

Jetzt war schon die Grotte erreicht.

„Sagte ich Ihnen nicht, sie sei unbedeutend?" rief Herr Mercot sogleich mit gewohnter Lebhaftigkeit, als sie in das Felsengewölbe eintraten und sie der feuchte Modergeruch empfing, der solche Räume gewöhnlich erfüllt. „Da haben Sie die ganze Merk-

würdigkeit!" Er zeigte auf den Hintergrund der Grotte. „Sehen Sie das große Becken, darin soll sich Frau Melusine gewaschen haben. Für eine mächtige Fee wirklich sehr anspruchslos; die einfachste Dorfschöne würde sich jetzt für dieses Badekabinet bedanken," und der alte Herr stieß sein helles, übermüthiges Lachen aus, daß seltsam in dem engen Raume wiederklang.

Herr von Grünberg mußte erst seine Augen an die hier herrschende Dunkelheit gewöhnen, dann bemerkte er ebenfalls das wie ein Becken geformte Felsstück, zu dem ein im Hintergrunde der Höhle herabrauschender Wasserfall noch so viel Tropfen schickte, daß die mächtige Schaale beständig gefüllt war.

Der blitzende Silberstrom hier in der Dämmerung machte doch auf den jungen Deutschen einen eigenthümlichen Eindruck. Seine Gedanken wanderten zurück in die Tage der Kindheit. Welch' seltsamen Zauber hatte stets das Märchen von der schönen Melusine auf ihn ausgeübt, die dem edlen Grafen auf immer verloren ging, als er sie nur ein einziges Mal in ihrer wahren Gestalt gesehen. — Jetzt freilich erst kannte er die Tiefe jenes Märchens, daß alles Schöne, Herrliche erlischt, wenn wir's mit allzu derben Händen fassen wollen ...

„Wollen wir nicht gehen? es ist unangenehm kalt und feucht hier," rief Herr Mercot und trat zuerst rasch aus der Grotte. Da die jungen Mädchen ihm folgten, blieb auch Grünberg nichts Anderes übrig, als den ihm interessanten Raum zu verlassen, obwol er gern noch länger geweilt hätte.

„Kommen Sie, lieber Herr von Guerinbèr," wandte er sich zu seinem Gaste, „hier haben wir wenigstens den köstlichsten Sonnenschein und nun müssen Sie noch das letzte Melusinen-Andenken sehen." Der lebhafte Mann zog seine kleine Gesellschaft mit sich fort zu einem freien Platze, der hinter der Grotte lag und der im Gegensatz zu dem düstern Raume, den sie eben verlassen hatten, ein um so lieblicheres Landschaftsbild bot. Sie standen plötzlich wie auf einem kleinen Amphitheater; ringsherum ragten waldbewachsene Berge zum tiefblauen Himmel, der Waldbach zu ihren Füßen zog sich wie ein hellflatterndes Band durch das Thal und das jetzt leiser tönende Rauschen des Wasserfalls klang wie eine liebliche Melodie. Hohe Kastanien wiegten sich träumerisch in der lauen Luft.

„Nehmen Sie dort auf dem großen Steine Platz," begann der alte Herr sogleich. „Dort hat auch die schöne Melusine ihre Mahlzeiten verzehrt. Für eine Zauberin, die nur von Sonnenstrahlen und Blumenduft leben sollte, eine sehr materielle Neigung. Müssen Sie das nicht auch sagen, lieber Freund?"

Grünberg hörte kaum das Geplauder seines Wirthes. Der Zauber dieser Gegend nahm ihn ganz gefangen. Mochte sein Verstand ihm immerhin klar und nüchtern auseinandersetzen, daß nur eine höchst unsichere Sage die Märchenfee gerade an diesen Ort verpflanzt; etwas von dem deutschen Träumer erwachte doch in ihm und er fühlte sich seltsam bewegt, als er auf dem Platze stand, den die Phantasie eines Naturvolkes mit der lieblichsten und anmuthigsten Fee geschmückt. Waren denn alle Zauber erloschen? Dichtete die Natur, sogar unser modernes Leben nicht weiter? Hatte nicht Clotilde, wie sie jetzt in ihrer wunderlieblichen Schönheit wenige Schritte vor ihm stand und mit ihren blauen Augen so seltsam-träumerisch vor sich hin schaute, für ihn etwas Melusinenhaftes? Er durfte sie auch nur aus der Ferne still bewundern, — wenn er je nach ihrem Besitz die Hand auszustrecken wagte, dann war sie ihm gewiß ebenfalls auf immer verschwunden.

„Die schöne Fee hat sich wenigstens zu ihren Mahlzeiten einen reizenden Fleck aus-

gesucht, es ist prächtig hier!“ rief Hortense, die sogleich auf den Stein zugeeilt war und sich darauf niedergelassen hatte. „Aber du blickst ja ganz träumerisch drein, Clotilde! und auch Sie, mein Herr, machen so seltsame Augen, als ob Sie erwarteten, daß die schöne Melusine im nächsten Augenblick aus dem Gebüsch treten und Sie zu ihrem Souper einladen werde,“ und die Kleine lachte ausgelassen, während sich das Antlitz Clotildens mit einer verrätherischen Röthe übergoß und auch Herr von Grünberg seine Verlegenheit kaum verbergen konnte.

„Ja Clotilde, Du kannst Deine träumerischen Neigungen nicht verleugnen, komm nur her, ich weiß schon, daß es Dein Lieblingsplatz ist und ich will ihn Dir gern abtreten, denn ich schwärme durchaus nicht so für die alte Fischdame,“ und Hortense lachte von Neuem.

Herr Mercot hatte die eigenthümliche Gemüthsstimmung seines Gastes jetzt auch bemerkt und er wußte sie doch besser zu schonen, als seine Tochter. „Es freut mich, daß Sie dieser hübsche Platz so interessirt und hätte es mir eigentlich denken sollen, denn nicht wahr, in Deutschland hat man noch immer eine große Schwärmerei für Märchen? Die schöne Loreley ist ja noch poetischer und eine Fee Ihrer Heimat.“

„Ach, Herr von Guerinbèr, singen Sie uns einmal das Loreleylied! Clotilde“ — weiter kam sie nicht, denn ihre Cousine warf ihr einen so vorwurfsvoll-ernsten Blick zu, daß sie verstummte und erst nach einer Pause fortfuhr: „Gerade hier, wo uns das Andenken an eine andere hübsche Zauberin umgibt, wäre es so reizend.“ Vergeblich waren aber ihre Bitten, der junge Mann ließ sich nicht dazu bewegen, sie zog schmollend die blühende Unterlippe herauf und drängte jetzt übellaunig zum Aufbruch.

Weit schweigsamer wurde von der kleinen Gesellschaft der Rückweg angetreten. Hortense ließ, wie ein echtes verzogenes Kind, dem Gaste ihren Unwillen fühlen und nahm sogleich den Arm Clotildens, so daß die beiden Männer auf sich angewiesen waren. Auch Herr Mercot schien seine sonstige Beredsamkeit eingebüßt zu haben und so konnte Jeder seinen eigenen Gedanken nachhängen, ohne von einer Bemerkung des Andern gestört zu werden.

Erst dann, als die schönen prächtigen Bäume des Schlosses sie wieder aufnahmen, einige Gäste aus der Nachbarschaft sich einfanden, Frau Mercot ein vorzügliches Abendbrot auftragen ließ und ein alter Chablis in den Gläsern perlte, schien Einer nach dem Andern die gute Laune wiederzugewinnen; Hortense besonders war wieder das harmlose, heitere Kind, das zu jedem Scherze aufgelegt. Selbst Clotilde wurde mit fortgerissen. Jetzt erst kam die Nachwirkung des genossenen Tages. Wie oft und gern war sie zur Melusinen-Grotte gewandert; es ließ sich dort in tiefster Einsamkeit so angenehm träumen, und doch war es ihr, als habe sie den Märchenzauber noch nie so lebhaft empfunden, als heute. Ihre Verwandten hatten für diese Neigung kein Verständniß, der Oheim spottete gern über die alten Geschichten, die nur bewiesen, daß man in den alten guten Zeiten das Lügen auch vortrefflich verstanden habe, und dennoch zog es sie immer wieder wie mit Zaubergewalt zur Melusinen-Grotte. Der Oheim hatte ja Recht, es war nur eine Sage, trotzdem war es ihr dort, als umwehe sie ein Hauch aus einer längst verklungenen wunderbaren Welt . . . seltsam genug, dieser Deutsche allein, der bisher den leichten Sinn und die Sorglosigkeit des Franzosen gezeigt, hatte heut eine Neigung zur Träumerei verrathen, die an ihm völlig fremd war. Unwillkührlich wurde sie durch diesen sympathischen Zug aus ihrer kühlen Zurückhaltung, die sie bisher so ängstlich

gewahrt, ein wenig aufgescheucht. Zum ersten Mal sah sie den Gast ihres Oheims mit etwas andern Augen an und sie mußte sich gestehen, für einen Deutschen war er eine leidlich angenehme Erscheinung. Trotz seiner Heiterkeit schien auf dem Grunde seiner Seele noch etwas anderes zu ruhen, eine männliche Festigkeit, vielleicht sogar eine tiefe Schwermuth, denn sobald er sich unbemerkt glaubte und seine Augen auf ihr ruhten, hatten sie einen seltsamen Ausdruck, als ob das tiefste Leid sein Inneres durchwühle, während er äußerlich Frohsinn und Heiterkeit zur Schau trug.

Nun mußte auch Clotilde sich bekennen, daß der Fremde nichts von jenem Barbarenthum aufwies, das sie von jedem Deutschen untrennbar gehalten. Er zeigte ein reiches Wissen, sogar Geist und er wußte Beides ohne Vordringlichkeit zu entfalten.

Der Abend verlief in glücklichster Stimmung und die lustig plaudernde Gesellschaft schien es ganz vergessen zu haben, daß sich in ihrer Mitte ein Deutscher befand, dem man eigentlich doch noch immer etwas nachzutragen hatte, um so mehr, da Herr von Guerinbèr gar kein Hehl daraus gemacht, daß er in den verhängnißvollen Jahren gegen ihr schönes Frankreich als Landwehroffizier ebenfalls gekämpft hatte.

Weit später als sonst trennte man sich, und als Clotilde endlich ihr Zimmer aufsuchte, war es ihr doch, als fühle sie sich von einem gewissen Druck befreit. Warum sollte sie die Anwesenheit des Deutschen noch länger wie eine Last empfinden? Sie mußte zugestehen, er war wenigstens ein gebildeter Mensch und sie durfte nicht ferner ihm eine solche Abneigung zeigen, während ihre Cousine — Ob ihn Hortense schon liebte und er es wagte, ihre Gefühle zu erwidern? Nein, nein, sie verkehrt mit ihm so harm- und zwanglos, wie mit einem guten Freunde und bewies ihm damit nur ihre Dankbarkeit; aber einem Feinde ihres Vaterlandes konnte doch selbst Hortense nicht ihr Herz schenken, wie wenig sie auch sonst in ihrer heitern, kindischen Weise die Patriotin herauskehrte. Und doch, warum war sie so empfindlich darüber gewesen, daß Herr Grünberg nicht das Lied gesungen?

Um ihre heiße Stirn etwas zu kühlen und da sie noch keine Müdigkeit spürte, war sie auf den kleinen Balkon hinausgetreten, der an ihr Zimmer stieß. Die Nachtluft war von einer wunderbaren Milde und die Blumen des Parkes sanden ihre berauschenden Düfte zu ihr herauf. Aus der Ferne tönte die einförmige Melodie eines Wasserfalls und die Sterne glitzerten in wunderbarer Pracht über Thal und Berge. Wie Clotilde noch in Schauen und Sinnen verloren da stand und sich ein wenig über den Balkon hinweglehnte, um die süße, weiche Luft noch voller einzuathmen, hörte sie plötzlich Gesang. Eine leise, melodische Stimme begann: „Ich weiß nicht, was es soll bedeuten.“ Wie wunderbar berührte sie im ersten Augenblick das Lied, sie hatte es ja früher so oft gesungen und voll Entzücken lauschte sie den Tönen, die in der Stille der Nacht doch etwas von einem Sirenensang für sie hatten. Dann aber machte dieser Bewunderung schon eine andere Empfindung Platz. Sie war empört über die unerhörte Frechheit des Deutschen, der unter ihrem Fenster dies Lied zu singen wagte. Wollte er sich über sie nur lustig machen? Rasch trat sie vom Balkon zurück und schloß ziemlich heftig die Thür.

„Das hat mit ihrem Singen
Die Lorely gethan. . .“

— hörte sie noch, wenn auch weit leiser und gedämpfter und trotz ihrer Aufregung zitterten die Töne noch lange in ihrem Herzen nach. Allmählig kam sie zur Ruhe. Hatte sie sich nicht mit ihrer zornigen Aufwallung übereilt? — Sicher galt der Gesang gar

nicht ihr, sondern ihrer Cousine, und der Deutsche wollte damit nur seine Unart von heute Nachmittag wieder gut machen. Das lag doch eigentlich so nahe und Grünberg hatte sie nur, von der Dämmerung getäuscht, für Hortense gehalten. Sie hatte also gar kein Recht, ihm dies als Unverschämtheit auszulegen, die ihr zugefügt worden und sie mußte jetzt selbst über die Empörung lächeln, die sie sogleich ergriffen hatte. „Der Kleinen wird es doch schmeicheln, wenn ich ihr dies erzähle," dachte sie, „den schwärmerischen Deutschen muß ich aber gelegentlich auf seinen Irrthum aufmerksam machen," und trotz ihres ernsten Sinnes weidete sie sich schon jetzt an der Verlegenheit, die er darüber zeigen würde.

Am andern Morgen, als die beiden jungen Mädchen zusammensaßen, theilte Clotilde sogleich ihrer Cousine den Vorfall der vergangenen Nacht in humoristischer Färbung mit und zu ihrem Erstaunen nahm Hortense die komische Geschichte gar nicht scherzhaft, sondern hörte aufmerksam zu und blieb, ganz gegen ihre Gewohnheit, noch nachdenklich still, als jene schon ihren Bericht beendet hatte.

„Hortense!" rief Clotilde erschrocken: „liebst Du Grünberg? Das wäre ja entsetzlich! Nein, auch Du wirst Patriotin genug sein, ihn zurückzuweisen, wenn er es wirklich wagen sollte, um Deine Hand zu werben?"

„Würde mir gar nicht einfallen!" entgegnete die Cousine rasch entschlossen. „Aber er liebt mich gar nicht; er bleibt so kühl und ruhig. O diese Deutschen haben ja Alle Eiszapfen in ihren Herzen!" setzte sie mit einem Seufzer hinzu und dann brach schon wieder ihre unzerstörbare Heiterkeit hervor und sie stieß ihr glückliches, silberhelles Lachen aus.

„Also Du liebst ihn doch nicht!" sagte Clodilde erleichterten Herzens.

Hortense wiegte ihr hübsches Köpfchen hin und her: „Ich wüßte nicht, was geschähe, wenn er sich mir plötzlich als schwärmerischer Verehrer zeigen wollte. Er hat so wunderbare Augen, die ganz bezaubern," und die Kleine sprach, trotz ihrer siebzehn Jahre, mit der ganzen Ueberlegenheit einer Französin, die in Herzensangelegenheiten sehr früh eine überraschende Reife erfüllt. „Aber er liebt mich gar nicht, ich weiß es genau, wir werden ewig nur gute Freunde bleiben," und als Clotilde wieder sprechen wollte, fuhr sie beinah leidenschaftlich erregt fort: „Nein, nein, ich täusche mich über ihn nicht!" Ein leiser Seufzer stieg dabei aus ihrer Brust und dann setzte sie rasch hinzu, als könnte sie damit alle trüben Gedanken verscheuchen: „Wenn sich nun Herr von Guerinbèr gestern Nacht doch nicht geirrt hätte?" Ihre Augen erhielten bei dieser Frage schon wieder den alten Glanz.

„Unmöglich! Ich habe ihm zu einer solchen Dreistigkeit keine Ermuthigung gegeben."

„Unmöglich?" wiederholte Hortense lächelnd. „Du weißt doch, auf welche Weise wir die Bekanntschaft des Herrn von Guerinbèr machten, aber ich hab' Dir gar noch nicht erzählt, daß er schon damals Dich gesehen. Natürlich nur Deine Photographie. Eines Tages, als er uns besuchte, sah er mein Album liegen, er blätterte aus Langerweile darin, denn wir hatten gerade noch mehr Gäste, deren Unterhaltung ihm nicht angenehm sein mochte. Da entdeckte er plötzlich ein Bild, das er förmlich mit den Augen verschlang. Seine Blicke konnten sich gar nicht los wenden davon. Ich näherte mich ihm vorsichtig und blickte über seine Schulter. Es war Deine Photographie, die er mit allen Zeichen des Entzückens betrachtete. Um ihn nicht zu erschrecken, fragte ich leise: „Gefällt Ihnen meine Cousine?" er zuckte dennoch zusammen, aber dann sah er mich mit

seinen braunen Augen so ruhig an, als er entgegnete: „Ein interessantes Gesicht und seltsam, mir kommt es echt deutsch vor."

„Ich sagte, daß Du aus dem Elsaß stammtest, aber wir hatten nicht Zeit, weiter mit einander zu plaudern, die anderen Gäste nahmen mich wieder in Anspruch, der wunderliche Mensch stellte auch weiter keine Frage und ein paar Tage später verließen wir die Schweiz."

Welchen Eindruck diese Erzählung auf ihre Cousine ausübte, konnte Hortense nicht beobachten, sie verrieth nicht mit der leisesten Bewegung, was in ihr vorgehen mochte und sagte nach einer Pause etwas mißmuthig; „Herr von Grünberg irrt sich. Ich habe gar nichts Deutsches an mir," dann aber suchte sie das Gespräch auf andere Dinge zu lenken.

Wie auch die junge Elsasserin in ihrem Herzen den Deutschenhaß zu neuen Flammen aufschüren wollte, es war ihr dennoch seit jener Nacht unmöglich, dem Gaste ihres Oheims mit der frühern Kälte zu begegnen. Sie wich ihm wenigstens nicht mehr aus und da er keinen Annäherungsversuch wagte, erhielt ihr Verhältniß diejenige Form, die der treffliche Oheim längst gewünscht hatte, es verlor die feindselige Spannung, ohne dabei in irgend eine Vertraulichkeit auszuarten. Herr Mercot war schon glücklich, daß Clotilde seinem Gaste gegenüber die höfliche, formengewandte Französin nicht länger verleugnen konnte.

Seitdem erhielt das Leben im Schloß des Herrn Mercot noch eine angenehmere Färbung. Clotildens Zurückhaltung hatte doch auf Alle einen gewissen Druck ausgeübt, nun überließ man sich zwanglos dem Behagen, das unwillkührlich das trauliche Zusammensein glücklicher Menschen hervorbringt, die in den angenehmsten Verhältnissen leben. Fast täglich wurden gemeinsame Ausflüge unternommen, zuweilen wurden bestimmte Orte verabredet, auf denen man zusammentraf und es hatte für Alle einen eigenen Reiz, wenn Einer nach dem Andern sich auf dem Versammlungspunkte einfand und die Wege beschrieb, auf denen er sein Ziel verfolgt hatte.

Selbst die jungen Damen konnten solche einsame Wanderungen in der nächsten Umgegend ohne die geringste Gefahr wagen, denn die Bevölkerung ringsum zeigte in ihren Sitten noch eine patriarchalische Einfachheit und Herr Mercot war im weiten Umkreise durch seine Freigebigkeit und Herzensgüte allgemein beliebt. Er und die Seinen standen förmlich unter dem Schutz dieser schlichten, liebenswürdigen Menschen; wo sie immer erscheinen mochten, begegnete man ihnen zwar ohne Unterwürfigkeit, die der Franzose selbst den reichsten und vornehmsten Leuten gegenüber nicht kennt, aber doch mit jener aufrichtigen Freundlichkeit, die am besten bewies, daß man jeden Augenblick bereit sei, im schlimmsten Falle für sie Blut und Leben einzusetzen.

Ein Sohn des Herrn Mercot war noch aus Grenoble zum Besuch gekommen, er hatte einen Freund mitgebracht, einen angesehenen Kaufmann, und die beiden jungen Männer erhöhten noch die Heiterkeit, die in dem Schlosse herrschte. Hortense besonders war in glücklichster Laune, sie konnte die kleine Kokette nicht ganz verleugnen und wurde niemals liebenswürdiger und fröhlicher, als wenn ihr Gefolge sich vergrößerte. Auf ihren Vorschlag wurde heut wieder ein Besuch der Melusinengrotte verabredet, man wollte dort, wo die Fee gespeist, auch einmal ein kleines Mahl einnehmen, aber Jeder sollte ganz nach Belieben dahin aufbrechen und nur verpflichtet sein, bis zu einer gewissen Stunde sich dort einzufinden.

Clotilde war es, die zuerst bei der Grotte eintraf. Sie hatte absichtlich eine frühere

Stunde gewählt, um auf ihrem Lieblingsplatze noch eine Zeit allein zu sein. Seit jenem Tage war sie nicht mehr hier gewesen und als sie jetzt auf dem Steine Platz nahm, kam ihr die Erinnerung an ihren jüngsten, gemeinschaftlichen Besuch der Grotte. Sie begriff es selbst nicht, aber ihre Gedanken mußten sich, wie in letzter Zeit so oft, mit dem Gaste ihres Oheims beschäftigen. Hatte das Lied damals ihr gegolten, oder Hortense? Schon immer hatte sie die Frage und eine Neckerei auf den Lippen gehabt und dann doch geschwiegen, aus Furcht, er könne gerade darin eine Gelegenheit finden, sich ihr noch mehr zu nähern. Warum hatte er ihr Bild so aufmerksam betrachtet? der Unverschämte! und trotzdem regte sich ein Funken weiblicher Eitelkeit in ihrem Herzen, daß sie gern über den Gedanken nachgrübelte, warum ihre Photographie auf ihn einen solchen Eindruck gemacht hatte? kannte er sie von früher, hatte er sie je gesehen? Unmöglich! Und doch, zuweilen kam es ihr vor, als habe sie ebenfalls sein Gesicht schon einmal erblickt, aber die Erinnerung daran war so schattenhaft und zerfloß augenblicklich wieder in Nebel, sobald Clotilde sie irgendwie festhalten wollte.

Ganz in Sinnen verloren, hatte das junge Mädchen die Annäherung Grünbergs nicht bemerkt, der zunächst auf dem Platze erschien. Plötzlich, wie von einem magischen Strahl getroffen, blickte sie auf und sah die Augen des Deutschen mit wahrhaft schwärmerischer Begeisterung auf sich gerichtet. Ihr Herz gerieth davon in eine eigenthümliche Wallung, während sie äußerlich einen gewissen Mißmuth zeigte, daß sie gerade von ihm in ihrer Träumerei gestört worden.

„Verzeihen Sie“, sagte er mit seiner sonoren Stimme, die ihr, trotz all ihres Widerstrebens, angenehm ins Ohr klang. „Ich hätte mich noch einmal zurückziehen sollen, um Sie nicht zu stören; aber ich fühlte mich wie gebannt. Mir war es, als ob die Melusine selbst vor mir aufgetaucht sei und nun weiß ich, wie solch sonnige Märchen entstehen. Ah, sie sind auch in unseren nüchternen Tagen noch blühende Wahrheit.“ ... Seine feurigen Blicke suchten ihre Augen, die sie verwirrt zu Boden schlug. Um sich aus ihrer Verlegenheit zu retten, raffte sie sich zum Angriff auf: „Sie können also auch schwärmen?“ fragte sie mit leichtem Spott und fuhr dann rasch fort: „Aber ich habe Sie längst auf einen Irrthum aufmerksam machen wollen. In jener Nacht war es nicht Hortense, die auf dem Balkon stand, sondern ich, und doch konnte nur meiner Cousine das Loreley-Lied gelten.“

„Nein, Fräulein Erman, ich sang Ihnen das Lied“, sagte er ruhig und mit fester Stimme.

„Das wagten Sie? Haben Sie nicht längst geahnt, wie ich alles Deutsche und alle Deutschen hasse!“ Sie war aufgesprungen, eine Flammenröthe bedeckte ihr Antlitz und trotz ihres heftigen Zornes erschien sie dem jungen Manne niemals schöner als in diesem Augenblick. „Ich glaube nicht an Ihren Deutschenhaß!“ sagte er mit demselben ruhigen Tone wie bisher und in unerschütterlicher Ueberzeugung.

Clotilde sah ihn nur verwundert an. Sie standen jetzt so dicht vor einander, daß ihr Athem ihn berührte.

„Nein“, fuhr er jetzt mit großer Entschiedenheit fort: „Ein junges Mädchen, das mit Gefahr des eigenen Lebens einen Deutschen rettet, kann nicht in das häßliche Vorurtheil einstimmen, das noch immer Andere haben.“

Sie antwortete auch jetzt nicht; aber sie ließ sich wieder auf der Steinbank nieder, als sei bereits ihre zornige Aufwallung etwas besänftigt.

„Darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen?“ fragte er und seine Blicke ruhten um Gewährung bittend auf ihrem Antlitz.

Sie nickte nur schweigend mit dem Kopfe. Er nahm auf einem Baumstumpf in ihrer Nähe Platz und begann sogleich, während seine Augen die ihrigen suchten, die sie hartnäckig zu Boden senkte.

„Im Elsaß war es, da kam ein junger deutscher Lieutenant in einen abgelegenen Meierhof ins Quartier. Die Leute waren kühl und unfreundlich zu ihm; die Tochter, eine wunderbare Schönheit, würdigte ihn keines Blickes. Sie sang am Abend, wie ihm zum Hohne, im Garten ein deutsches Lied, während sie in seiner Gesellschaft mit keiner Miene verrathen hatte, daß sie der deutschen Sprache mächtig sei. Es war das Loreleylied und der junge Offizier lauschte wie bezaubert den süßen Tönen. Ihm war es, als habe er es noch niemals so rein und schmelzend gehört, als hier in Feindesland. — Und trotz der entschiedenen Abneigung, die ihm die Tochter des Hauses gezeigt, schlich sie mitten in der Nacht an das Lager des deutschen Offiziers, weckte ihn und flüsterte ihm zu: ‚Retten Sie sich! Unsere Franctireurs wollen Sie ermorden, diese Elenden! Und das nennen sie Krieg führen!‘“

Grünberg hatte mit steigender Wärme erzählt und setzte in tiefer Bewegung hinzu: „Gestehen Sie, Fräulein Erman, das war ein schöner, herzerhebender Zug, der aus einer großherzigen Seele kommt, die hoch erhaben über nationalen Vorurtheilen.“

Jetzt endlich erhob sie das Haupt und ruhig fragte sie zurück. „Was ist das für ein Verdienst? Warum sollte das junge Mädchen nicht hindern, daß sich die Söhne ihres theuren Vaterlandes mit einem feigen Morde beflecken?“ und ihre blauen Augen begannen seltsam aufzuleuchten.

„Der junge Offizier hat es doch anders aufgefaßt“, entgegnete Grünberg mit eigenthümlicher Betonung. „Er hat seine Retterin nie vergessen können. Sie freilich erinnert sich seiner nicht mehr und würde ihn schwerlich wiedererkennen, wenn er plötzlich vor ihr stände.“ Seine Blicke suchten sich dabei in ihre Augen zu senken; aber Clotilde hatte sie bereits wieder zu Boden geheftet.

„Nach dem Kriege suchte der Offizier den Ort wieder auf“, begann der junge Mann seine Erzählung von Neuem, „er war zerstört. Niemand vermochte ihm zu sagen, wohin die Bewohner des Meierhofes verzogen. Vergeblich war all sein Bemühen, seine schöne Retterin zu entdecken; er fühlte sich namenlos unglücklich, denn er konnte sie nicht vergessen. Da sollte ihm ein glücklicher Zufall begünstigen, dem er ewig danken wird. In der Schweiz machte der Deutsche die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Franzosen und seiner Tochter. Eines Tages blätterte er in dem Album der Letzteren und entdeckte zu seiner unsagbaren Freude das Bild seiner Retterin. Er erkannte sie auf den ersten Blick, denn ihre Züge sind unauslöschlich in seine Seele geprägt; er sieht noch immer die blauen, tiefglänzenden Augen, die edle Stirn, das wunderbar schöne Antlitz, das ganze herrliche Mädchen in sonnigster Verklärung . . .“

Grünberg hatte mit immer größerer Erregung gesprochen; bei den letzten Worten hatte er sich erhoben und während er die Arme über die stürmisch klopfende Brust hielt, ruhten seine Augen voll schwärmerischer Gluth auf dem schönen Mädchen.

Clotilde antwortete nicht; sie hielt die Blicke noch immer zu Boden gerichtet und doch war es, als ob ein leises Beben durch ihren Körper ginge und sie vergeblich die Gefühle zu verbergen suchte, die plötzlich auf sie einstürmten.

Da hörten sie aus der Ferne einen französischen Gesang. Grünberg zuckte zusammen; er fühlte es, daß dieser günstige Augenblick niemals wiederkam, wenn er ihn völlig verloren gehen ließ und von einem raschen Entschlusse fortgerissen, trat er ihr noch einige Schritte näher und sagte mit gedämpfter Stimme, aus der seine tiefe leidenschaftliche Erregung herausklang: „Clotilde, ich wage nicht um Ihre Liebe zu werben, aber wenn meine heiße Dankbarkeit in Ihrem Herzen ein wärmeres Empfinden geweckt, Ihr letztes Vorurtheil zerstört hat, dann singen Sie heut Abend ein deutsches Lied." —

„C'est toi que j'entends, que je vois,
Dans le désert, dans le nuage:
L'onde réfléchit ton image;
Le zephyre m'apporte ta voix."

Das hörten sie jetzt dicht unter ihnen und jetzt tauchte schon hinter dem nächsten Felsenvorsprung der hübsche Kopf des jungen Kaufmanns auf. Sein fröhliches, frisches Gesicht zeigte eine leichte Enttäuschung, als er Clotilde und den Deutschen bemerkte; er hatte sicher gehofft, hier zuerst Hortense zu treffen; aber er faßte sich rasch und bat in seiner höflichen, freundlichen Form um die Gunst, im Bunde der Dritte zu sein.

Auch Clotilde sowohl wie Grünberg hatten bereits ihre tiefinnere Erregung bemeistert; das gehört ja nun einmal zu den Pflichten des Gesellschaftslebens, sich rasch auf den Ton der Andern zu stimmen und selbst wenn das Herz verbluten möchte oder nach tiefster Einsamkeit schmachtet, zu lächeln, glücklich zu scheinen und die tiefsten Abgründe der eigenen Brust sorgfältig zu verbergen . . .

Bald darauf trafen schon die Anderen ein, es wurde gelacht und gescherzt, und die Beiden, in denen noch die seltsamsten Empfindungen nachzitterten, wurden in den allgemeinen Strudel der Freude mit fortgerissen. Diesmal war auch Frau Mercot erschienen; wo es galt, für die leiblichen Bedürfnisse der Ihrigen zu sorgen, durfte die treffliche Hausfrau niemals fehlen. In ihrer Begleitung erschienen Diener mit Körben und Feldstühlen und Alle fanden das zwanglose Mahl in dieser Waldeinsamkeit ganz entzückend.

In heiterster, glücklichster Stimmung wurde der Heimweg angetreten. Wie gern hätte Grünberg Clotilden seinen Arm angeboten, aber es fehlte ihm doch dazu der Muth und die kleine, lebhafte Frau Mercot erwies ihrem Gaste die Ehre, daß er sie nach Hause geleiten durfte. Die gute Laune der Gesellschaft war einmal heut ganz besonders geweckt und auch nach der Heimkehr wollte im Salon das Lachen und Scherzen kein Ende nehmen. Daß sich Clotilde, und ausnahmsweise auch der Deutsche, stiller verhielten, wurde in der allgemeinen Heiterkeit nicht weiter bemerkt. Hortense riß heut in einer wahrhaft erfrischenden Fröhlichkeit Alle mit fort.

Endlich trat doch, wie dies bei solchen Gelegenheiten immer der Fall, eine kleine Erschöpfung ein, und die kluge Frau Mercot, die dies sogleich gewahrte, suchte dafür ihr altbewährtes Ableitungsmittel. Sie bat Clotilde etwas vorzutragen und ihr Sohn sowohl, wie der junge Kaufmann, stimmten höflich in diesen Wunsch ein.

Ohne alle Ziererei kam Clotilde diesen Bitten nach. Ihr Antlitz hatte wieder jenen stillen, sinnigen Ernst, der ihr eigen war, als sie sich am Flügel niederließ. Ihre Züge verriethen nicht die leiseste Bewegung, während sie bereits einige Akkorde griff; Grünberg dagegen wagte kaum zu athmen, er hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen, damit Niemand seine ungeheure Aufregung bemerken solle und nun lauschte er in gespanntester,

fieberhafter Erwartung auf das, was ihren jetzt noch fest geschlossenen Lippen entströmen würde. —

Nun öffneten sie sich und —

„Ich weiß nicht, was es soll bedeuten."

zitterte silberrein, mit wunderbarem Wohllaut durch den Salon.

Ihre Verwandten wußten sich kaum vor Erstaunen zu lassen. Clotilde, die alles Deutsche so energisch haßte, sang ein deutsches Lied! — Durften sie denn ihren Ohren trauen? — Was war mit ihr vorgegangen? Drehte sich denn die Welt? Man warf sich die verwundertsten Blicke zu.

Nur der junge Deutsche, der allein die Wandlung in Clotilden begriff, lauschte ihrem Gesange mit seeligstem Entzücken. Ein Rausch überkam ihn; durch seine Brust wogte das höchste Glück. Wie mit unsichtbaren Mächten fortgerissen, eilte er, als sie geendigt, mit dem einzigen, aus dem tiefsten Herzen kommenden Ausruf: „Clotilde!" auf sie zu und preßte in stürmischer Erregung seine heißen Lippen auf ihre Hand.

Sie wehrte ihm nicht; ein wunderbares Lächeln erhellte ihre Züge, als sie jetzt ihre blauen schönen Augen voll auf ihn richtete und wiederholte:

„Ein Märchen aus alten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn."

„Sind Sie nun mit mir zufrieden?"

„Wenn ich die Hand auf immer festhalten darf, die ich jetzt in der meinen habe?" sagte er rasch und aus seinen Augen strahlte die süße, hingebende Liebe, die seine ganze Seele erfüllte.

„Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan."

entgegnete sie leise und aus ihrem feucht glänzenden Augen las er noch eine bessere Antwort, — daß ihm nicht nur ihre Hand, auch ihr Herz ewig gehören wolle. — Sie war dabei aufgestanden, und als ob die Welt vor ihnen plötzlich versunken sei, schloß er sie stürmisch in seine Arme und sie lehnte sich voll innigster Zärtlichkeit an seine Brust.

Die höflichen Franzosen hatten es für ihre erste Pflicht gehalten, für den unerwarteten Kunstgenuß lebhaften Beifall zu klatschen und dann sogleich eine lebhafte Unterhaltung fortzusetzen, so daß sie das Gespräch der Beiden nicht viel beachteten; es war ja selbstverständlich, daß der Fremde für den Vortrag des deutschen Liedes seinen Dank aussprach; erst als die Scene am Instrument mit einer plötzlichen Umarmung schloß, wurden Alle aufmerksam und nun erreichte das Erstaunen den höchsten Grad. Trotz ihrer geistigen Beweglichkeit wußten sich die guten Leute in den unerwarteten Vorgang nicht zu finden; Einer starrte den Andern an, als erwarte er von ihm eine Lösung des Räthsels.

Clotilde faßte sich zuerst; sie trat am Arme Grünberg's auf Herrn Mercot zu und sagte mit freudestrahlendem Gesicht: „Wünsche uns Glück, lieber Oheim. Wir sind Verlobte!" Das maßlose Erstaunen ging in der Theilnahme unter, die jetzt Alle für das so plötzlich entstandene Brautpaar zeigten.

Von allen Seiten strömten auf die Glücklichen Glückwünsche ein. Ist doch etwas Sonnenhaftes um solche Menschen gebreitet, in denen die Allgewalt der Liebe das ganze Sein durchleuchtet; sie bedürfen gar nichts mehr zu ihrer Seligkeit als sich selbst und doch fühlt sich Jeder verpflichtet, ihnen einen Wunsch zu schenken.

Alle waren feinfühlig genug, ihr gerechtes Erstaunen zu unterdrücken, daß Clotilde mit all' ihrem entschlossenen Deutschenhaß doch ihr Herz an einen Deutschen verloren. Herr

Mercot zeigte sich über diesen unerwarteten Herzensbund ganz besonders erfreut. Er hätte Grünberg vielleicht auch die Hand seiner Tochter nicht verweigert; — aus reiner Dankbarkeit, wie er sich sagte; aber er fühlte sich jetzt doch erleichtert, daß er dies Opfer nicht bringen durfte.

„Ah, nun begreif' ich, warum Sie mich damals über meine Nichte so viel ausgeforscht haben," rief er lachend. „Gestehen Sie es nur, daß Ihr Besuch nicht mir galt, sondern Sie nur die Absicht gehabt haben, mir unsere Clotilde zu rauben, deren Photographie es Ihnen nun einmal angethan hatte."

„Ich bekenne es," sagte Grünberg mit glücklichem Lächeln, und Clotilde erzählte jetzt, was sie Beide zusammengeführt und wie diese unerschütterliche Liebe ihr Herz endlich unterjocht habe.

Wenige Wochen später folgte Clotilde ihrem Gatten in seine deutsche Heimat, o wunderbares Menschenherz! — all' ihr Deutschenhaß war plötzlich zerstoben und zerflattert wie Nebelstreifen vor dem ersten Strahl der Sonne . . .

Hortense hat dem hübschen, jungen Kaufmann bald darauf ihre Hand gereicht, und ihre Wahl ebenfalls nicht zu bereuen. Auch sie ist glücklich. Frau von Grünberg ist deutsch geworden, in ihrem ganzen Sein und Empfinden; ihr Gatte behauptet freilich, sie wäre es stets gewesen und die vollste, beseligendste Harmonie ruht über dem Leben dieser Glücklichen. — „Ich weiß es nicht, was es soll bedeuten," klingt oft jauchzend und jubelnd von den Lippen der schönen Frau.

Im Alter.

Häusliche Scenen in einem Act nach Octave Feuillet

von **Bauernfeld.**

(Theaterdirektionen wollen sich behufs des Aufführungsrechtes an die „Genossenschaft" in Leipzig wenden.)

Personen.

Jakob Römer. | Hans Waller.
Rosa. | Martha.

Die Handlung spielt in einem deutschen Landstädtchen.

(Alterthümlich gewölbtes Zimmer mit dazu passenden Möbeln; Familien-Portraits an den Wänden; verschiedene Raritäten hinter Glasschränken; ein großer Kachelofen.)

1. Scene.

Jakob, Rosa und Hans (sitzen bei Tisch, bei Kerzenlicht). Martha (bedient und geht ab und zu).

Rosa. Wie ich Ihnen sage, lieber Herr Waller, — ich dachte, er sei verrückt geworden. — Martha, hast Du die Katze hinausgeschafft? Unser werther Gast kann die Katzen nicht leiden. — Geradezu verrückt, sag ich Ihnen. Wenigstens lief er wie ein Rasender herum und schrie in einem fort: „Hans ist's! Hans Waller! Der Teufelsmensch, der Hans!" — Sie verzeihen, Herr Waller — aber er nennt Sie nicht anders. — Du irrst, lieber Jakob, sagt' ich, es wird Herr Brandmeier sein mit seiner neuen Kalesche — oder die liebe Frau Etterich von der großen Fabrik da draußen, oder —

Jakob. Aber, mein Schatz, was geht das Alles den Hans Waller an? Er kennt eben so wenig den Herrn Brandmeier, als die Frau Etterich — gelt?

Rosa. Was willst Du, lieber Mann? Ich hatte einmal die vorgefaßte Meinung. Und Du wirst mir doch zugeben, daß es weit näher lag, zu glauben, unser Nachbar, Herr Brandmeier, komme zum Besuch, als Herr Waller, den ich damals gar nicht die Ehre hatte zu kennen und von dem Du über volle dreißig Jahre keine Nachricht — (zu Hans) Hab' ich nicht Recht? Herr Waller mag selber entscheiden.

Hans (mit Zeichen von Ungeduld). Tausendmal Recht, meine liebe Madame Römer, tausendmal Recht! Aber Gott verzeih' mir die Sünde, Madame, mir scheint, die Cotelettes da sind mit Semmelkrumen bestreut?

Rosa. Herrje! Ich hab's der Köchin so angegeben, der Christine. Semmelkrumen! Ich dacht' es recht gut zu machen —

Hans. Beileibe, meine werthe Frau! Auf dem ganzen Erdenballe, so groß er ist, verspeist man die Cotelettes längst nur noch au naturel. Semmelkrumen! Hab' ich darum die Reise um die Welt gemacht, um hier in Heiligenstadt Cottelets mit Semmelkrumen zu verzehren? Seid Ihr so weit zurück?

Jakob. Ich sagt' es immer. Wir haben keine Eisenbahn. Da ist man wie aus der Welt!

Rosa. Ich bin wirklich in Verzweiflung! Vielleicht ein bischen von dem Schill gefällig, Herr Waller? Er ist ganz frisch. Zum Glück

haben wir heute Mittwoch, da kommt immer der Fischer vom Stift, denn da mein Mann die Fische so gern ißt —

Jakob. Schon gut, Rosa, schon gut! Was können meinen Freund Waller alle diese Läppereien kümmern? (mit Behagen) Sag' mir, Hans, wo warst Du heut vor acht Tagen just um diese Stunde?

Hans. Wo? Warte! (zählt an den Fingern) In Dublin.

Jakob. In Dublin! Was Du sagst! — Teufelsmensch, der Hans!

Hans. Von Dublin nach London, von London nach Cöln — nun bin ich hier.

Jakob. Und in Cöln hattest Du den glücklichen Einfall, Deinen alten Jugendfreund zu besuchen?

Hans. Vorgestern Abends. Ich schwankte zwischen Algier und Rom — da im Hôtel Disch fiel mein Blick auf eine Landkarte von Deutschland, ich suchte Heiligenstadt, fand es aber nicht — man sucht eine Menge Dinge vergebens in Deutschland — auf der Landkarte, mein' ich. — Aber mein alter Freund Jakob hält sich in Heiligenstadt auf — gut! Wenn er noch lebt, soll er mir übermorgen dort zu essen geben —

Jakob. Teufelsmensch, der Hans!

Rosa. Sie suchen etwas, Herr Waller?

Hans. Sagen Sie mir doch — die Neugierde bringt mich um — was steckt in dieser verdeckten Schüssel?

Jakob. Das gehört für Dich allein, lieber Hans! Das sind Maccaroni!

Hans (deckt die Schüssel auf). Maccaroni! Das?

Rosa. Ja, lieber Herr Waller. Auf italienische Art zubereitet.

Hans. Auf italienische Art! Liebe Herzens-Madame, das ist so wenig italienisch — so wenig — 's kann aber doch gut sein. Versuchen wir's.

Jakob (in Erwartung). Nun, lieber Hans?

Hans (resolut). Ungenießbar! Eben so gut könnte man Orgelpfeifen anbeißen. Versteinerte Maccaroni! Der Kaufmann, der das verkauft, gehört vor's Schwurgericht! Versuchter Mord — durch Maccaroni!

Jakob. Martha! Geschwind einen andern Teller! Wir haben Dir da eine traurige Mahlzeit vorgesetzt, lieber Freund —

Hans (kalt). Nicht doch, nicht doch! — Auch ist der Wein recht gut.

Rosa. Ich kann gar nichts mehr sagen — ich bin vernichtet. Herr Waller, kosten Sie wenigstens einen Pfannenkuchen — ich bitte Sie mit aufgehobenen Händen.

Hans. Sehr gern. Nur will ich erst noch einmal von diesem vortrefflichen Gemüse — ganz vortrefflich! Ein bischen ju fett — —

(Man hört die Abendglocke läuten, Rosa steht auf, macht das Kreuz und nimmt den Mantel.)

Hans (steht auch auf). Wohin, Madame Römer? In diesem Wetter? Fußtiefer Schnee — wissen Sie's denn?

Jakob (ist auch aufgestanden). Meine Frau hört täglich den Abendsegen, sie geht in die Kirche — Winter oder Sommer, gleichviel! In jedem Wetter. Das ist eine alte Gewohnheit — seit mehr als vierzig Jahren.

Hans. Sehr löblich! — Sie haben ohne Zweifel einen braven Pfarrer in Heiligenstadt!

Rosa. Es ist der würdigste Mann von der Welt. Morgen haben wir ihn zu Tisch. Wenn Sie uns die Ehre erweisen wollen — Sie werden nicht bereuen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben —

Hans (ironisch). Ich zweifle nicht im Geringsten! Aber ein ander Mal, liebe Madame, ein ander Mal — denn in einer Stunde, Schlag sieben, geht's wieder fort —

Rosa. Jakob, bringe doch in Deinen Freund, daß er noch etwas genießt! Besonders von dem Pflaumenkuchen — Sie habens versprochen, Herr Waller! Und ein bischen Compot! Meine eingemachten Früchte — das ist mein Stolz! Auf baldiges Wiedersehen, lieber Herr!

Hans (begleitet sie). Auf Wiedersehen, Madame, auf Wiedersehn!

(Rosa durch die Mitte ab.)

2. Scene.

Hans. Jakob. Martha, (die sich im Hintergrunde zu schaffen macht).

Hans. Also der Pflaumenkuchen! (setzt sich) Deine Frau ist fromm — ein bischen pietistisch — was?

Jakob (setzt sich). Das nicht, aber fromm. Sie ist es für sich — 's ist ihr Bedürfniß — uns Uebrige läßt sie gewähren. Aber trinke doch, mein alter Freund! Du trinkst ja nicht! (halblaut) Sag' mir Hans, Du wirst finden, daß meine Rosa — sie hat nicht den Ton, nichts Modernes — wie? So recht ein Weib aus der Provinz — nicht?

Hans. Was fällt Dir ein? Ganz und gar nicht —

Jakob. Doch, doch! Aber 's ist ganz natürlich! Sie ist aus dem Nest niemals heraus gekommen, und dann — Deine unerwartete Ankunft — das hat sie verwirrt gemacht. Sie schwatzte Alles

durcheinander, lauter dummes Zeug — Tritsch-tratsch!

Hans. Nicht daß ich wüßte! Durchaus nicht —

Jakob. Doch, doch! doch! Es hat Dir nicht entgehen können. Ich schämte mich. Es war, als hätte sie's darauf angelegt, sich Dir von der unvortheilhaftesten Seite zu zeigen. Und sie hat ihre guten Seiten — ihre vortrefflichen — die arme Frau!

Hans. Wer zweifelt denn, mein Freund? Ihr Pflaumenkuchen ist übrigens ausgezeichnet — (blickt unter den Tisch).

Jakob (lebhaft). Ist die verfluchte Katze wieder da? (springt auf, zu Martha) Hinaus mit dem Beest! Ich lasse sie ertränken. Ich schmeiße sie über's Fenster! — Den Kaffee! Und laß uns dann allein.

Martha (wie verwundert über die ungewöhnliche Heftigkeit ihres Herrn). Geben Sie sich nur zufrieden, Herr Römer! Die arme Minette ist längst in der Küche. Das ist ihr auch noch niemals passirt! (im Abgehen für sich) Der wird noch 's ganze Haus umkehren, der reisende Türke, der! (ab, kommt später wieder).

Hans (trällert eine italienische Arie). Ihr habt hier in Heiligenstadt wohl kein Theater, wie?

Jakob (übler Laune). Bisweilen eine durchziehende Truppe, meist zur Meßzeit, wenn auch die Riesen kommen, die Zwerge und andere Mißgeburten und Ungeheuer.

Hans. Das ist nun freilich hart! Und wie schlagt Ihr denn Eure Abende todt?

Jakob. Ei nun, im Winter wärmen wir uns am Ofen und schwatzen, wir machen ein Piquet, meine Frau und ich — oder ein Whist mit den Nachbarn.

Hans. Aha! Mit dem Herrn Pfarrer! Darauf möcht' ich wetten!

Jakob. Bisweilen auch mit dem Pfarrer — ja. Im Sommer arbeite ich ein wenig in meinem kleinen Gärtchen, oder wir gehen ein bischen spazieren; ein Besuch kommt wohl auch von Zeit zu Zeit, und dann geht man hier so zeitlich schlafen.

Hans. Potz! Das ist ja ein recht erbauliches Leben! (Pause. Martha hat inzwischen den Tisch abgeräumt, den Kaffee gebracht und geht dann ab.)

3. Scene.

Jakob. Hans.

Jakob. Endlich sind wir ganz allein! Nun können wir von der Leber weg reden, Hans, mein alter Kamerad! Aber trink doch, Hans, Du trinkst ja nicht! Ein Gläschen Liqueur, mein Junge! Auf Dein Wohl! Weißt Du, daß es volle drei und dreißig Jahre her sind, seit wir uns zum letzten Male geseh'n?

Hans. Wetter! Du hast recht! Drei und dreißig Jahre — 's wird nicht viel fehlen, seit wir uns in Berlin zum letzten Mal umarmten. Wir schworen uns ewige Freundschaft und wollten einen beständigen Briefwechsel unterhalten. Nun, das Schreiben gerieth nach zwei Jahren ins Stocken — wie das so geht — aber die Freundschaft hielt fest. — Vortrefflicher Liqueur!

Jakob. Er schmeckt Dir? Das freut mich! Es gibt doch noch schöne Momente im Leben, Hans — was?

Hans. Wem sagst Du das, alter Junge?

Jakob. Freilich! Wer weiß das besser, als Du, Du Don Juan! Immer frisch, immer jung! Hast Du einen Pakt mit dem Satan, Hans? Der mächtige Bart! Kaum daß ein paar graue Härchen hervorstechen! Noch ein Gläschen, mein Freund?

Hans. Der alte Junge, der Jakob! Der Herr Syndikus! (die Ellenbogen auf dem Tisch) Höre was war das für ein Einfall, Dich da unter den schimmlichten Akten zu begraben — sag mir das!

Jakob (ernsthaft). Ich bin wohl recht eingerostet, gelt?

Hans. Was fällt Dir ein! Beileibe! Aber unter uns gesprochen, wie kamst Du auf den Gedanken?

Jakob. Ja, ja, ich bin verrostet — ich fühl' es wohl. Ach, mein Freund! Die Provinz ist kein leerer Wahn! Man verknöchert da, man versteinert. Wie ich auf den Gedanken kam? — Was ist das Leben, Hans? Eine Verkettung von Umständen, ein fatalistisches Räderwerk, in das Du bei Deiner Geburt hineingeräthst und welches Dich weiter stößt und treibt, bis ins Grab! — Du weißt, ich nahm in Berlin das Doctorat, ich hatte Ehrgeiz, große Pläne — ein Jurist kann Alles werden. Auch Freunde und Verbindungen fehlten mir nicht. Kurz, ich war auf dem Wege. Da führt mich eine Familienangelegenheit, eine Erbschaft, hierher in dies freundliche Heiligenstadt. Ich glaubte die Sache in wenigen Wochen abzuthun — es wurden Monate daraus. Ich kann nicht sagen, daß es mir unangenehm war. Das stille, behagliche Leben in dem anmuthigen Gebirgsstädtchen, die Zuvorkommenheit der guten Leute, die mich wie ein Wunder von Gelehrsamkeit und Bildung

anstaunten — kurz, ich fühlte mich behaglich, ich gewöhnte mich ein — ich war gefangen.

Hans. Hm! Frau Römer hatte wohl ihren Antheil an dieser Gefangenschaft?

Jakob (steht auf). Du magst mir's glauben oder nicht, mein Freund — Rosa war lieblich und reizend, ein Naturkind der Poesie, ein wahres Gretchen. Ihr Vater, der Bürgermeister, trug mir das Amt des Syndikus an, womit die sehr einträgliche Advokaten-Praxis für die ganze Umgegend verbunden war — meine alte Mutter lebte hier, von der ich mich, die sich von Heiligenstadt nicht trennen wollte — mein Entschluß war bald gefaßt. — Ich zog es vor, wie Julius Cäsar, der Erste in einem Dorfe zu sein! Mit meiner Heirath war mein Leben abgeschlossen, meine Jugend, waren's meine ehrgeizigen Pläne. — Noch ein Gläschen?

Hans. Immer zu! Aber Du hast Dich doch seit drei und dreißig Jahren nicht hier völlig eingemauert? Du hast Deine Reisen gemacht, Dich aufgefrischt? Hast Berlin wiederholt gesehen, Deine Gönner?

Jakob. Nichts von alle dem. Ich habe gearbeitet, hab' ein Vermögen erworben und bin hier sitzen geblieben. (Setzt sich wieder.)

Hans (halb aufstehend). Alle Wetter! Und der Reisetrieb, der Dir in den Gliedern steckte, wie mir!

Jakob. Er steckt noch, mein lieber Hans — aber wie ihn befriedigen? Als ich heirathete, da dacht' ich d'ran. Eine Reise nach Rom mit meiner Frau — das war immer der Lichtblick mitten in meinen trockensten Arbeiten. Aber die erste Zeit ging's nicht an, und nach fünf Jahren unsrer Ehe schenkte uns der Himmel eine Tochter.

Hans. Du hast eine Tochter?

Jakob. Was willst Du, Hans? Ich bin Großvater. Damals, als der kleine Engel zur Welt kam, da hieß es doppelt fleißig sein. Was ist ein Mädchen ohne Vermögen? Ich arbeitete für unser einziges Kind! So wurde ich alt, fast ohne daß ich's merkte, ließ mich später pensioniren, zog mich von allen Geschäften zurück und sitze nun im Lehnstuhl. Eine Verkettung von Umständen, wie ich Dir sagte. — Da ist heißes Wasser. Wenn wir einen kleinen Punsch machten, wie?

Hans. Ich bin dabei. — Du hast also eine Tochter! die ohne Zweifel gut verheirathet ist?

Jakob. So ziemlich. Sie lebt in Berlin, besucht uns jeden Sommer. Ihr Mann ist geheimer Referendar.

Hans. Geheimer Referendar! Respect! — Du nimmst zu viel Citrone.

Jakob. Meinst Du? Eins mußt Du mir aufklären, Hans! Wie hast Du mit Deinem mäßigen Vermögen die ganze Welt durchstreifen, ein so großartiges Vagabunden-Leben führen können?

Hans. Ganz einfach: ich hatte nicht Kind und Kegel und legte, was ich besaß, auf Leibrenten an. Was man mir auszahlt, verzehr' ich — nach mir bleibt nichts als mein Staub. Ich bin Weltbürger, frei wie der Vogel in den Lüften, und stürze mich ins Unermeßliche! — Ich bringe Dir einen Toast, alter Jakob! Hep, hep, hurra!

Jakob. Teufelsmensch, der Hans! — Das nenn' ich energisch! Das nenn' ich groß!

Hans. In meiner Jugend ging's ins Weite, jetzt im Alter wählt man die Touren aus, die minder anstrengend sind. Dieser Fuß, der jetzt den Deinigen berührt, wandelte auf den Fußstapfen des Tigers und des Elephanten, auf dem heißen Boden Indiens. Später kam ich nach Canton. Das war eine Ankunft, Freund! Eine prachtvolle Sommernacht. Man feierte den Regierungsantritt des himmlischen Kaisers. Unser Boot konnte sich kaum durchzwängen durch die Barken und Schiffe, mit Blumen und Laternen geschmückt; Feuer von tausend Farben spiegelten sich im Meerbusen ab und kokettirten mit den funkelnden Sternen, und vom Ufer her schimmerten von weitem die Pagoden, die Tempel von Porzellan!

Jakob. Ein Schauspiel aus dem Feenreich! O Du glücklicher Hans!

Hans. Und so weiter! — Von China segelten wir nach Amerika. Ich durchstreifte das Land durch mehrere Jahre, von Nord nach Süd, von den Savannen zu den Pampas, von den ernsten Waldungen Canada's bis zu den lachenden Gehölzen von Brasilien. Zu Fuß, zu Pferde ging's, auch in kleinen Canots. Gelegentlich auf einem amerikanischen Dampfer nach dem Südpol, bis zur äußersten Grenze des Erdballs. — Was soll ich Dir weiter erzählen? Schließlich komm' ich wieder nach Europa zurück. Nach Jahren und Jahren. So verstrich meine Jugend —

Jakob. Die Dir ein König beneiden müßte, mein Freund! — Aber Du erzählst mir nichts von den Frauen? Und es müssen Dir doch prächtige Exemplare vorgekommen sein! Zum Beispiel in Rom! Und in Asien! In Smyrna! Du warst doch in Smyrna? Diese wunderbaren ionischen Mädchen mit den Goldmünzen in den Haaren — Du hast sie gesehn?

Hans. Natürlich. Auch gesprochen.

Jakob. Mauvais sujet! — Und die Monumente, Hans! Die Alhambra, das Coliseum, das Pantheon —

Hans. Lauter gute Freunde von mir. Ich erzählte Dir nichts, weil das allbekannt ist. Wer hat das nicht gesehen?

Jakob (nach kleiner Pause, schlägt mit der Faust auf den Tisch). Verdammt! (springt auf und geht rasch auf und ab, die Hände in den Rocktaschen).

Hans (bleibt sitzen, sieht ihm nach). Sag' mir mal, was ficht Dich an?

Jakob (tritt zu ihm). Ich schäme mich, Hans! Du und ich — was für ein Unterschied! Jeder Deiner Herzschläge bezeichnet eine erhabene oder eine anmuthige Empfindung — mein Puls zeigt schläfrig die Stunden an, wie der Zeiger meiner Kanzlei-Uhr! Hab' ich jemals gelebt? Pfui! Ich bin auf die Welt gekommen, habe gegessen und geschlafen — Das ist das Ganze! und was hab ich erlebt? Nichts — rein nichts! Ich bin ein Licht, das langsam ausgeht. Auf der Stufenleiter der Wesen bin ich zum Cretin entartet — ich bin eine Schnecke — eine Mollusk —

Hans. Gemach, gemach! Du gehst zu weit. Hast Du auch die frische Einbildungskraft, den lebhaften Geist — sonst Dein Eigenthum — ein bischen eingebüßt —

Jakob. Du gestehst es endlich ein? Du findest, daß ich eingerostet bin?

Hans (steht auf, zündet eine Cigarre an und lehnt sich an den Ofen, den Schnurbart streichend). Höre mich an, lieber Jakob! Ich will offen sein, wie ich's immer war. — Als ich den Fuß über Deine Schwelle setzte, hatt' ich einen unheimlichen Eindruck. — Es war was Gruftartiges, was mir den Athem hemmte, mir war's, als beträt ich eine alte ausgegrabene Wohnung in Herkulanum oder Pompeji. Ich betrachtete mit einer gewissen stumpfen Neugier diese Möbel, diese Bilder, diese Tapeten, die mit ihrer traurigen Reinlichkeit besser für die Glasschränke eines Museums taugen würden — zugleich erinnerte ich mich an Deinen so feinen Geist, an Deine Eleganz, Deinen Geschmack — ich konnte das glänzende Bild, das mir von Dir noch vorschwebte, durchaus nicht zusammen reimen mit dieser traurigen, düstern, spießbürgerlichen Umgebung. Und Du selbst! (betrachtet ihn) Ich unterdrückte eine Thräne und in mir rief es, als stünd' ich an einem Grabeshügel: Das also sind die Reste meines Freundes? — Es beleidigt Dich nicht, Jakob?

Jakob. Nein, nein, lieber Hans! Ich hatte übrigens längst die Empfindung meines Verfalls — wenigstens stiegen mir Zweifel auf — der Zweifel war unerträglich. Gewißheit ist mir lieber.

Hans. Lassen wir's, Alter! — Du bist also pensionirt? Was gedenkst Du jetzt anzustellen?

Jakob. Was soll ich anstellen? Ich will weiter leben — weiter sterben.

Hans. Ei zum Henker, so steh' lieber von den Todten wieder auf! — Im Ernst gesprochen, Jakob! Du hattest als Ehemann, als Vater Pflichten auf Dir — sie sind erfüllt — gut! Deine Stellung ist gesichert; die Zukunft Deiner Frau, Deiner Tochter; was hindert Dich jetzt, Dich für ein paar Jährchen in den Strudel der Welt, der neuen Zeit zu stürzen, Dich wieder aufzufrischen? Man reist jetzt, wie in den Zaubermärchen. In zwei — drei Jahren, sag' ich Dir, kannst Du ganz Europa durchstreifen und ein Stück von Asien obendrein —

Jakob. Ach mein Freund! Was räthst Du mir da? Soll ich in meinen Jahren die Welt durchstreifen, wie ein fahrender Schüler — und allein?

Hans (tritt zu ihm). Allein? Wer räth Dir das? Was wär' denn ich? Bin ich nicht da, um Dir meine Erfahrung zur Disposition zu stellen, meinen Reisewagen, meinen Bedienten, kurz Alles und mich selbst obendrein?

Jakob. Guter Hans, das wolltest Du wirklich? Du wolltest mein Begleiter sein?

Hans (nimmt ihn untern Arm, sie gehen auf und ab) Wie denn anders? Ich leite Dich, ich führe Dich, Du brauchst kein Reise-Handbuch, keinen Cicerone. Und Du brauchst mir nicht einmal zu danken! Es macht mich glücklich. — Durch Deine Eindrücke werden sich die meinigen auf's Neue beleben. Und unser Leben zu enden, wie wir's angefangen, gemeinsame Abenteuer, gemeinsame Freuden, gemeinschaftliche Kasse, ist das nicht köstlich, Jakob? — Also abgemacht, abgemacht! Gilt's?

Jakob. Ich gesteh Dir, mein Freund, der Gedanke hat etwas Reizendes, aber —

Hans. Kein aber! — Abgemacht! Wir gehen für's Erste nach Paris, das ist die beste Vorbereitung. Dort wird das Frühjahr abgewartet. Ich zeige Dir alle Merkwürdigkeiten, führe Dich in alle Theater, auch hinter die Coulissen; — Du wirst die Patti hören, die Nilson — du warst ja sonst ein Freund der Musik?

Jakob. Ich bin's noch immer, mein Freund. Ich blase die Flöte —

Hans. Vortrefflich! Du nimmst Deine Flöte

mit. Also den Rest des Winters in Paris — das steht fest — aber im ersten Frühjahr —

Jakob (lebhaft). Nach Italien — nach Rom! das war immer mein Wunsch!

Hans. Nach Rom, nach Neapel, nach Sicilien, nach Madrid, nach Barcelona, nach Saragossa, nach Sevilla — wohin Du willst! Ueberall hin! die ganze Welt steht uns offen!

Jakob. Die ganze Welt! (sucht die Brieftasche hervor).

Hans. Was suchst Du denn da so eifrig in Deiner Brieftasche?

Jakob. Da nimm!

Hans. Ein Paß nach Frankreich, Italien, Spanien, England — Du hast also reisen wollen?

Jakob. Seit Jahren! Ich sagte Dir ja — d'rum hielt ich immer den Paß bereit, ließ ihn jedes Jahr erneuern für den Fall, daß mir die Umstände erlauben sollten —

Hans. Vortrefflich! So ist ja gar kein Hinderniß, daß wir die Reise gleich antreten?

Jakob. Keins, gar keines — eigentlich keines —

Hans. Mein Plan gefällt Dir also? Was sagst Du?

Jakob. Was ich sage? Daß sich mir der Himmel aufthut! Gib mir eine Cigarre, Hans. — Was ich sage? Daß Du recht hast — daß ich lange genug für die Andern gelebt habe; daß man, zum Henker! auch Pflichten hat gegen sich selbst! (dampft heftig) Wofür hat man seine Gaben? Geist, Einbildungskraft, das Gefühl für das Schöne — 's ist eine Schande, eine Schmach, 's ist ein Verbrechen, sein Licht unter den Scheffel zu stellen — was? (geht dampfend auf und ab).

Hans. Bravo, bravissimo! Das ist mein Jakob Römer von ehedem! Das ist mein Brutus — wie wir Dich immer nannten, weißt Du noch? Aber laß uns das Eisen schmieden. (Ruft) Martha!

Jakob (mit verändertem Ton). Was willst Du denn von ihr, mein Freund?

Hans. Sie von Deiner Abreise in Kenntniß setzen, damit sie Dein Gepäcke — Martha!

Jakob. St! Wir werden ja doch nicht schon heute abreisen, lieber Hans?

Hans. Heute Abends, Schlag sieben Uhr. Die Pferde sind bestellt — Du weißt's ja —

Jakob. Freilich weiß ich's — aber in dieser kalten Nacht — in dem Schnee — und wenn Thauwetter eintritt — wir könnten doch wohl den Morgen abwarten, dächt' ich?

Hans. Ja so! Du scheust Dich vor dem Frost und vor einer Nacht im Wagen. Zieh Dir die Nachtmütze über beide Ohren, Schatz, leg' Dich in's warme Bett, Brutus, und rede mir nicht mehr vom Reisen!

Jakob. Ich scheue mich vor gar nichts, mein Freund, aber die Wahrheit ist: diese gar zu große Eile macht mich ein bischen perplex. Man braucht doch zwei, drei Tage, um sich gehörig auszurüsten, um seine Vorbereitungen zu treffen.

Hans. Was für Vorbereitungen? — Du brauchst ein englisches Felleisen — das hast Du ja? — und ein bischen Wäsche, sonst nichts. Dazu hast Du noch eine Stunde Zeit — das genügt. Fehlt's Dir an baarem Geld — mein Creditbrief reicht für uns Beide. Keine Kindereien, Jakob! Verschiebst Du Deinen Plan um zwei Tage, um Einen Tag, dann ist's klar, daß Du nicht fortkommst. Dann gibt's Einflüsse, Hindernisse — ich brauche Dir nicht erst zu sagen, welche; kurz, man muß die Sache gleich und rasch anpacken, oder sie völlig liegen lassen.

Jakob (denkt nach). Du hast abermals recht. — Deine Hand, Hans Waller! Du hast Deinen Mann gefunden.

Hans. Martha —

Jakob. Laß nur, laß! Ich brauche die Martha nicht. Ich will mein Felleisen selber packen, sobald meine Frau — sechs Uhr längst vorüber! Sie muß gleich hier sein. — Was meinst Du? Es wird einen fatalen Moment geben, wenn sie erfährt — eigentlich einen traurigen Moment — aber was will man thun? Im Uebrigen, mein Gewissen ist rein. Ich will auch einmal einen Zug aus dem Freudenbecher thun — wenn der Rand gleich ein wenig bitter ist! — Welche Perspective, mein Johannes! Paris, die Patti, Rom, Neapel, Saragossa, die Nilson — 's ist wie ein Traum! — Schon sechs Uhr zwanzig Minuten. — Ich gäbe viel darum, wenn ich schon um eine Stunde älter wäre — nur um eine Viertelstunde — 's ist eine Schwäche, wenn Du willst, aber —

Hans. Höre! Soll ich's vielleicht Deiner Frau mittheilen?

Jakob. Gerade heraus, Hans — es wäre mir lieb —.

Hans. Es ist so gut wie geschehen. Geh' Dein Felleisen packen.

Jakob. 's ist nicht, als besorgt' ich eine heftige Scene; das hieße ihren Charakter verkennen —

Hans. Wir werden ja sehen!

Jakob. Sag' ihr vor Allem, daß ich sie bitte, ihre Gemüthsruhe zu bewahren. Wenn sie mich

etwa abhalten wollte, das diente zu nichts — das würde die Sache nur schlimmer machen.

Hans. Werd's ausrichten. Dein Felleisen —

Jakob. Im Augenblick! (geht, kehrt um) Du wirst es ihr schonend beibringen, nicht wahr, mein Freund?

Hans. Verlaß Dich darauf. Aber Du darfst mich nicht etwa im Stiche lassen, wenn die Sache einmal im Zuge ist —

Jakob. Pfui! Ein Deserteur während der Schlacht! Du kennst mich schlecht, Hans!

Hans. Ich meine nur — ich würde sonst eine ziemlich lächerliche Rolle spielen — verstehst Du?

Jakob. Herr Waller, ich habe die Ehre Sie zu versichern, daß mein Entschluß gefaßt ist, und daß ich heute Abends Schlag sieben Uhr — Widerstand oder nicht — mit Ihnen abreisen werde, auf mein Ehrenwort! Bist Du zufrieden?

Hans (faßt ihn bei den Schultern). Packe Dein Felleisen!

(Jakob ab zur Seitenthür rechts).

4. Scene.

Hans allein.

Hans (reibt die Hände). Jetzt haben wir's mit einander zu thun, meine liebe Madame Römer! — Diese Frau wirft meine ganze Moral-Philosophie über den Haufen. — Ich bin kein Türke — die Polygamie war mir bisher ein Gräuel — aber für ewige Zeiten an das Joch geschmiedet zu sein eines solchen alten Satan's aus der Provinz! — Alles war mir an ihr zuwider — schon im ersten Augenblick — ihre Manieren, ihr Anzug, ihre ganze Umgebung: — Armer Jakob! Und 's ist doch ein Mann von Geist. — Ich hab' ihr bei Tisch tüchtig zugesetzt. — Es wird noch eine heiße Scene absetzen. Diese frommen Seelen verwandeln sich in Harpyen, wenn man an sie rührt. Aber sie soll ihren Meister finden!

(Lehnt sich an den Ofen, da die Zimmerthür aufgeht).

5. Scene.

Hans. Rosa.

Rosa (an der Thür). Nichts da, Minette! Du hast Dich hinausschaffen zu lassen — Du darfst nicht wieder herein. (Tritt ein) Herrje! Ihr schlimmen Männer! Ihr habt geraucht! (fächelt mit dem Sacktuch).

Hans. Haben wir geraucht? (schnuppert) Wahrhaftig, ja! — Was doch die Zerstreuung thut, meine liebe Madame Römer! Wir rauchten, ohne daran zu denken — so sehr waren wir in unsre Projecte vertieft, mein Freund Jakob und ich.

Rosa (legt Hut und Mantel weg). Ein Project? (freudig) Sie bleiben vielleicht bei uns, Herr Waller?

Hans. Hm! Nicht so eigentlich. Aber für Jakob und mich kommt's auf dasselbe hinaus. — Sind Sie stark im Räthsel Errathen, Madame Rosa Römer?

Rosa (ängstlich, fixirt ihn). Sie werden mir do[ch] nicht meinen Mann entführen wollen?

Hans (verneigt sich). Mit Ihrer Erlaubni[ß], Madame Römer, werd' ich so frei sein, mir die Freiheit zu nehmen.

Rosa (wie oben, forscht in seinen Blicken). Nei[n], nein! das ist's nicht — das nicht! Sie werd[en] über meine Einfalt lachen, Herr Waller, daß i[ch] einen Scherz so ernsthaft nehme — aber darüb[er] versteh' ich keinen Spaß — das wäre me[in] Tod! — Sprechen Sie, lieber guter Herr Walle[r], Sie lassen mir meinen Mann? Sie lassen m[ir] ihn, nicht wahr?

Hans. Ich lasse Ihnen ohne allen Widerspru[ch] sein Herz, meine werthe Madame — aber w[as] seine leibliche Person betrifft, so müssen Sie si[ch] auf eine kurze zeitweise Trennung gefaßt mache[n].

Rosa (hält sich mit der Hand an dem Lehnstuhl fe[st], mit erstickter Stimme). Also wirklich! Wirklich!

Hans (horcht nach der Seitenthür). Hören Sie', wie er da drinnen herum wirthschaftet, d[er] Tollkopf? Wie er seinen Mantelsack hin und h[er] schleppt! Sein englisches Felleisen! Er fährt m[it] ihm herum, wie mit einem Triumphwagen! — Je nun! Bedenken Sie, liebe Madame Röme[r], wenn man dreißig Jahre ununterbrochen [in] Heiligenstadt verlebt hat, daß da ein Mann vo[m] Schlag meines Freundes —

Rosa (rasch). Keine Erklärung! Ich begrei[fe] Alles. Wo führen Sie ihn hin?

Hans. Aufrichtig, ein bischen überall hi[n]. Erstens —

Rosa. Auf wie lange?

Hans. Etwa auf ein Jährchen — höchsten[s] auf ein paar. Welche reizende Perspective lac[ht] Ihnen da entgegen, Madame Römer! Binne[n] so wenigen Manaten — wie wird sich Ih[re] Raritäten-Sammlung, die jetzt schon so reich i[st], glücklich vermehren. Welchen Zuwachs wird s[ie] erhalten an Kunstschätzen, Naturseltenheite[n], Rosenkränzen und dergleichen!

Rosa (ohne auf ihn zu hören, sinkt in den Lehnstu[hl] und bedekt ihr Gesicht mit beiden Händen, laut schluchzen[d]). O mein Gott! Mein Gott!

Hans (für sich kopfschüttelnd). Das wird rührend[.] (laut) Courage, meine liebe Madame Römer[!] Das ist nicht vernünftig! Um was handelt sich'[s]

denn? Um eine Reise. Man stirbt nicht, wenn man reis't — man kommt wieder zurück — an mir haben Sie den lebendigen Beweis. Was thun denn die Soldatenfrauen? — Noch einmal: Courage! Wahrhaftig, Sie setzen mich in Verlegenheit, Madame Römer! Meine Botschaft wird auf diese Weise unendlich beschwerlich.

Rosa. Entschuldigen Sie mich, Herr — Sie sehen, daß — ich kann nicht mehr — (sinkt zurück).

Hans (ungeduldig, geht ein paar Schritte, tritt dann rasch zu ihr). Das ist's eben, Madame — ich habe den ausdrücklichen Auftrag, es Ihnen zu sagen — das ist's, was Jakob um jeden Preis vermeiden will.

Rosa (erhebt sich halb). Ich soll ihn nicht mehr sehen?

Hans. Sie sollen's — wenn Sie ein wenig Festigkeit zeigen. Wenn nicht, und da sein Entschluß unwiderruflich ist, so wär' es für beide Theile besser, wenn sie ohne Abschied —

Rosa Gut, gut! Ich will mich muthig zeigen — ich versprech' es Ihnen. Lassen Sie mir nur ein paar Minuten Zeit — ich kann ja nicht — so auf einmal — Gott! Gott im Himmel!

Hans (hart). Noch einmal, Madame, Ihre Verzweiflung steht durchaus in keinem Verhältniß mit der Sache selbst. Wetter! Wir ziehen ja nicht in den Krieg — Ihr Mann und ich!

Rosa (kindisch, trocknet sich die Augen). Nein, nein! — ich weiß ja — er wird wieder kommen.

Hans. Sie haben Religion, Madame — zeigen Sie das jetzt — es ist der Moment. In die Kirche gehen, das macht's nicht aus; man muß in der Welt nicht immer sich allein vor Augen haben.

Rosa. Gewiß nicht, lieber Herr Waller! Aber sehen Sie — diese Strapazen — er ist nicht daran gewöhnt wie Sie, er hat eine schwache Gesundheit — schwächer als Sie's denken. (Sie ergreift seine beiden Hände.) Sie werden auf ihn recht Acht haben, nicht wahr?

Hans (minder hart). Gewiß, gewiß! Zählen Sie auf mich. Ich mache mich anheischig, ihn zurück zu bringen, frisch und blühend wie ein junges Mädchen. Mein Ehrenwort darauf! Was wollen Sie mehr? Aber jetzt nur keine Thränen, keine Abschieds-Scenen!

Rosa. Nein, nein! Sie sollen mit mir zufrieden sein, Herr Waller. Es ist schon vorüber. (Lächelt). Alles gut.

Hans So ist's recht, Madame Römer, so ist's recht! Was ist ein Jahr? Du lieber Himmel! Ein halbes Jahr werden Sie vermuthlich bei Ihrer Tochter in Berlin zubringen, den Rest werden Sie hier verleben, zufrieden, heiter, in der gewohnten Umgebung. Mein Freund Jakob wird nur zur Hälfte abwesend sein, denn Alles hier spricht von ihm, Sie finden ihn auf jedem Schritt und Tritt.

Rosa (schüttelt den Kopf). Nehmen Sie sich in Acht, Herr Waller, Sie wollen mich trösten und vermehren nur meinen Schmerz — den Sie nicht begreifen können. — Sie waren immer ein Lebemann; Ihr Herz hängt nicht an den tausend Fäden, deren Gewalt man erst kennen lernt, wenn sie zerreißen sollen. Noch vor einem Augenblick — welchen Werth legte ich auf diese Gegenstände, auf diesen Hausrath, seit so vielen Jahren die Zeugen unsrer Gewohnheiten, unsrer Freuden, unsrer Schmerzen! — Und jetzt! — Was sind sie mir jetzt? Nichts als die Trümmer einer Täuschung, eines erträumten Glücks!

Hans. Beste Madame Römer, Sie übertreiben —

Rosa. Die Reise selbst ist nichts, zugegeben — aber sie gibt mir eine entsetzliche Antwort auf eine Frage, die ich insgeheim mein ganzes Leben lang an mich gerichtet: Ob mein Jakob glücklich ist? — Nein, er ist's nicht! Ich allein war glücklich — das ist's! Er hatte sich in sein Loos ergeben — aber er war nicht glücklich. Und doch — ich darf es sagen — mein Herz war seiner würdig! Aber sonst — ich stand zu tief unter ihm — ich fühlte das wohl! Ein Geist wie der seinige — und ich! Was war ich ihm, konnt' ich ihm sein? Ich, ein armes Mädchen aus der Provinz, fremd im Leben, in der Welt, das nichts verstand, als ihn zu lieben!

Hans. Ruhig, ruhig, liebe Frau! Wie gesagt, Sie übertreiben. Was mich betrifft — je mehr ich Sie kennen lerne — kurz und gut, mein Freund Jakob hätte keine bessere Wahl treffen können.

Rosa. Sie schmeicheln mir, Herr Waller, weil Sie mich leiden sehen, weil Sie großmüthig sind — ich will es nicht minder sein. Ich verzeihe Ihnen alle Schmerzen, die Sie mir verursacht — denn aufrichtig: es ist schon hübsch lange her, daß ich Sie zum erstenmal im Stillen verwünscht habe!

Hans. Mich, beste Frau Römer? Wie komm ich zu der Ehre?

Rosa (aufgeregt). Soll ich's Ihnen sagen? — Eine jede Frau, mein bester Herr Waller, hat von ihrem Hochzeitstage an einen höchst gefährlichen Nebenbuhler zu bekämpfen — es sind die Erinnerungen ihres Gatten. Alle die Herrlichkeiten, die man uns geopfert hat, vergessen zu machen — glauben Sie, daß das so leicht ist?

Ihr Namen, Herr Waller — ich gewahrt' es bald — Ihr Namen, den er so oft im Munde führte, war für meinen Mann das wahre Symbol der entschwundenen Freuden, in Ihnen stellte sich seinem Geiste die Unabhängigkeit dar, die Zeit der Abenteuer, der Kraft, des Glückes, die Zeit der kurzen Schmerzen und der unendlichen Hoffnungen — — was war ich dagegen? Ich war das wirkliche bürgerliche Leben, die Haushaltung, die Sorge für heute und morgen; ich war die Prosa — Sie waren die Poesie. Sie mußt' ich bekämpfen — ich setzte Alles daran, meine beste Kraft — umsonst! Sie waren und blieben der Stärkere. Wenn Jakob sinnend ward, träumerisch — das war wieder einer Ihrer Siege! Und sie vermehrten sich von Jahr zu Jahr! Wie oft hab ich in meiner einsamen Kammer meine Thränen verborgen! Aber damals war ich jung und der liebe Gott hält's mit der Jugend; der Himmel schenkte mir eine Tochter — Sie waren überwunden! (schmerzlich) Jetzt ist der Engel fort — der Sieg lacht Ihnen ein zweites Mal.

Hans (seine Rührung verbergend). Wer kann das wissen, liebe Frau? Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Sie werden Jakob sehen — sprechen. Sie können die Reise noch rückgängig machen.

Rosa (sanft). Nein, ich thu nichts dagegen. Wie lange denkt er schon an eine solche Reise! Jedes Wort, jede Anspielung, sein Schweigen selbst wäre mir ein Vorwurf — nein, nein! es ist nöthig, daß er reist. Er muß fort!

Hans (nach kleiner Pause). Seien Sie wenigstens überzeugt, liebe Madame Rö . . . liebe Frau Rosa — was auf mich ankommt — er soll nicht gar zu lange wegbleiben.

Rosa. Ich danke Ihnen. (Reicht ihm die Hand, die er küßt. Lärmen im Nebenzimmer.) Mein Gott! Was gibts denn! Das war Jakobs Stimme! (Nähert sich der Thür.)

6. Scene.

Vorige. Jakob. Martha.

Jakob (stößt die Thür auf, heftig zu Martha). Du bist ein ungeschicktes Ding! Halt den Mund! Ein Mantelsack mit einem bischen Wäsche! Braucht's da Hebebäume? Ist das eine zentnerschwere Last? (zu Rosa) Denk' Dir nur, mein Kind, das alberne Ding will mir da mein englisches Felleisen mit dem Fuße über die Treppe hinunter expediren! Mit dem Fuße!

Martha. Ei was, Herr Römer! Seit Sie mir gesagt haben, daß Sie nach Rom gehen wollen, hab' ich weder Arme noch Beine mehr! Keine Kraft in mir — nicht so viel! Nach Rom! Das ist was Neues! Das ist was Sauberes!

Jakob. Sie ist verrückt! — Was hast Du Dich darein zu mischen?

Martha. Was mischen! Wollen Sie die Frau allein lassen? In ihrem Alter? Und nach Rom zu gehen! Danken Sie Gott, wenn Sie sie wieder finden! Ich steh' für nichts!

Jakob (an sich haltend). Martha, nimm Dich in Acht! Du siehst, daß ich nicht in der besten Laune bin.

Martha. Glaub's gern! Wenn man in dem Alter solche Streiche macht! Nach Rom! Sie sollen sich schämen, Herr Syndikus —

Jakob (ausbrechend). Du kannst zum Teufel gehen, Martha!

Rosa (da Martha auffährt, rasch mit Strenge). Kein Wort mehr! Geh' hinaus, mein Kind!

Jakob. Geh' zum Teufel! Und wenn's das letzte Wort wäre, das ich in meinem Hause noch zu sagen habe — es bleibt dabei! Geh zum Teufel! Zum Teufel!

Martha (im Abgehn, trotzig). Nach zwanzig Dienstjahren! Mir kann's recht sein! (Ab.)

7. Scene.

Jakob. Rosa. Hans.

Jakob. Du bist auch Schuld, mein Kind! Das kommt heraus, wenn man die Dienstboten zu gut behandelt — zu familiär. Du hast gehört, daß ich das Ding zum Teufel gejagt habe —

Rosa. Ja, mein Freund! Ich werde morgen mit ihr abrechnen — wenn's dabei bleibt.

Jakob. Dabei bleibt? Aendre ich etwa meine Meinungen alle fünf Minuten? Bin ich ein Wetterhahn? Oder vielleicht ein schwacher Alter, dem seine eigne Magd den Kopf zurechtsetzen muß? Wie?

Rosa (sanft). Nichts mehr darüber, lieber Jakob! Das Mädchen bekommt morgen seinen Abschied. (Rasch) Aber hast Du denn auch Alles, was Du brauchst? Darf ich noch einen Blick in Dein Felleisen werfen? Die Männer verstehen sich nicht auf's Packen — auch vergessen sie eine Menge Kleinigkeiten, die man dann ungern vermißt. Man kann's unterwegs kaufen — ich weiß wohl — aber besser, man hat's. Und dann — (scherzend) Du wirst, wenn Du's findest, wenigstens auf der Reise an mich denken, Du fahrender Ritter!

Jakob. Wie Du willst, mein Schatz, da sind die Schlüssel! (Rosa ab.)

8. Scene.

Jakob. Hans.

Jakob (sieht ihr nach). Es scheint, meine Frau hat's gut aufgenommen — wie?

Hans. Ganz gut. — Weißt Du, Jakob, daß Deine Rosa wirklich ihre guten Seiten hat?

Jakob (lebhaft). Nicht wahr? nicht wahr?

Hans. Sie ist bescheiden, beinahe furchtsam; damit schadet sie sich selbst!

Jakob. Ich sagt' es Dir ja gleich, sie hätte eine Scheu vor Dir. — Aber ich wette, wenn einmal die Eisrinde zwischen Euch geschmolzen war, daß Du sie kaum wieder erkannt hast.

Hans. So ist's! Während sie ergriffen war — denn sie war's, tief ergriffen, ich läugne es nicht — da kamen Herzenslaute zum Vorschein, die mich überraschten.

Jakob. Das glaub' ich gern. Was das betrifft — ihr Herz ist auf dem rechten Fleck!

Hans. Und ihr Geist? Sage was Du willst! Sie hat Geist, Seele — eine feine zarte Seele!

Jakob. Wem sagst Du das, mein Freund? Meinst Du, ich hätte sie genommen, wußt' ich nicht, daß da und da was zu Hause war? Und hätt' ich die Wahl noch frei — ich wählte keine Andere, als sie. Mein Gott, sie hat ihre Fehler — aber was zählt das? Ein bischen linkisches Wesen, Manieren aus der Provinz, ländliche Einfalt, dagegen ein treues Gemüth, einen gesunden Verstand, eine wahrhafte Gottergebenheit — kurz, alle Tugenden, die einen honeten Menschen gewinnen müssen.

Hans (lacht, klopft ihm auf die Achsel). Ich seh Dich kommen, honeter Mensch! Na — 's ist gut.

Jakob. Was denn? Du meinst —?

Hans. Gut, gut! Die Sache ist klar. Man hat sich's überlegt, man erkennt den Werth des Schatzes, den man im Hause hat — man hat nicht mehr das Herz, ihn zu verlassen. Ich soll allein reisen — ich begreife das!

Jakob. Ich schwöre Dir, mein Freund —

Hans. Genug, genug! Ich begreif's ja —

Jakob (ärgerlich). Was begreifst Du? Nichts! — Ich habe die guten Eigenschaften meiner Frau nie aus den Augen verloren; aber wäre sie zehnmal eine Heilige, so bleibt's doch nicht minder richtig, daß ich bisher ein Schneckenleben geführt habe! Ich reise — ich muß jetzt reisen. Die Haltung meiner Frau hat mir jeden Scrupel benommen.

Hans. Aufrichtig, Jakob — das war nur Schein — um Dich nicht zu betrüben. Deine Frau stellt sich stärker, als sie ist, und ich weiß —

Jakob (heftig). Du weißt, Du weißt! Ich weiß, daß Du Dir's besser überlegt hast — daß ich Dir lästig falle und daß Du mich sitzen lassen willst! Aber ich reise allein, ganz allein! (Geht auf und ab.)

Hans. Was Du hitzig bist, Jakob! Beruhige Dich! Es war ein Mißverständniß. Ich dachte, es hätte Dich gereut, aber wenn's so steht — desto besser! Wir reisen miteinander. Es bleibt dabei!

9. Scene.

Vorige. Martha.

Martha (öffnet die Thür, mit brüskem Ton). Die Pferde! (Schlägt die Thür wieder zu).

10. Scene.

Hans. Jakob. Dann Rosa.

Hans (lacht). Das alte Mädchen möchte mich vergiften, wenn sie könnte! — Also ans Werk! Rüsten wir uns! (Holt Kappe und Mantel.) Da fällt mir ein, Du kannst im Fahren nicht schlafen?

Jakob (holt den Rock). Im Gegentheil! Ganz vortrefflich!

Hans. Dann ist's gut! Also angespannt? Das Fenster geht ja auf die Straße? (Oeffnet es, schließt es gleich wieder.) Was für ein höllisches Schneegestöber! Und eines meiner Wagenfenster ist zerschlagen! Du wirst frieren, armer Freund!

Jakob (mit seiner Toilette beschäftigt). Ohne Sorge, Ich kann die Kälte ertragen, trotz einem Lappländer!

Hans. Ja? — Vavissimo! (die Uhr schlägt.) 1, 2—5, 6, 7! Sieben Uhr! Also fort!

Rosa (tritt ein, ihre Unruhe verbergend). Alles in Ordnung! Hier sind die Schlüssel, mein Freund. Das Nachtzeug liegt oben auf. Du wirst alles finden, wie Du's gewohnt bist. Da hab' ich auch meinen alten Shawl entzwei geschnitten, das hält warm um den Hals.

Jakob. Du bist nicht klug! Der Shawl war noch ganz gut; aber weil's einmal geschehen ist — (wickelt den Shawl um den Hals.)

Rosa. Da ist die andere Hälfte für Sie, Herr Waller.

Hans. Für mich? (gerührt) Danke, liebe Frau Rosa!

Rosa (leise zu ihm, auf Jakob deutend). Sie werden Ihr Versprechen halten, nicht wahr? (Hans nickt und wendet sich rasch ab.) Und Du, Jakob — Du wirst vor Allem an unsre Tochter schreiben!

Jakob (setzt die Kappe auf). Recht oft — auch an Dich! (Zieht die Kappe tief herunter.)

Hans (hat den Kalender an der Wand bemerkt, rasch). Mittwoch, der zwölfte Januar? Was? Heute haben wir den zwölften Januar?

Rosa. Ich denke wohl! — Warum? Ist das ein wichtiger Tag?

Hans. Für mich! Nur für mich — vor fünf Jahren — fast zur selben Stunde hab' ich eine Erfahrung gemacht, die schwerlich sobald aus meinem Gedächtniß schwinden wird — (stampft mit dem Fuße) Sind wir fertig, Jakob?

Jakob. Eine Erfahrung? War's ein Unfall?

Hans. Nein. Ich war ganz einfach krank. Und zwar krank in einem Gasthause — was nicht besonders angenehm ist.

Jakob (trocken). Krank ist krank —!

Hans. Ohne Zweifel! Aber die Umstände, unter denen die Krankheit oder der Tod uns erreicht, die Eindrücke sind verschieden. Man muß das erfahren haben, um es zu begreifen — es durchrieselt mich noch —

11. Scene.

Vorige. Martha (tritt auf und bleibt auf einen Wink Rosa's an der Thür stehen).

Jakob (tritt näher zu Hans). Nun also, was sahst Du denn in dem Wirthshaus?

Hans. Eigentlich nichts Besonderes. Kahle Wände, alte Möbel, herabgebrannte Lichter und ein paar Leute, die gleich mir glaubten, ich würde abfahren. Es war der Arzt und ein Priester, die gleichgültig mit einander plauderten. Alles, was mich umgab, war mir fremd — Alles! Nichts, das ich kannte, was mich kannte und das mir sagte: Fahr' hin in Frieden! Ich lag einsam im Sterben, wie der letzte Mensch. Das Buch des Lebens hatte sich mir plötzlich aufgeschlossen und ich las auf jeder seiner Seiten die Worte, die eine göttliche Hand eingetragen, die Worte: Pflicht und Opfer! — Ich hatte meinen Vater sterben sehen — daran mahnte mich's plötzlich mit einer Klarheit der Erinnerung — ich sah ihn vor mir, seine ganze Umgebung, die treuen Diener des Hauses, den alten Doctor, den ehrwürdigen Priester, ein paar alte Jugendfreunde, uns Kinder, die Mutter endlich — die treffliche Mutter! Alle umstanden das Bett, neigten sich zu ihm, flüsterten ihm Liebesworte zu, lächelten unter Thränen, versüßten ihm sein Sterben, nachdem sie ihm sein Leben verschönert! Bei diesen Erinnerungen, bei diesen Bildern — so vertrocknet es war — zerschmolz mein Herz in heißen Zähren — (mit gebrochener Stimme) ich war gerettet!

Jakob (gerührt). Es greift Dich an, mein Freund —

Hans (rauh). Es greift mich an — ja wohl! Wie Alles, was ich hier sehe — denn jetzt im Alter mahnt's mich hier so lebhaft an mein Vaterhaus. Ich verlor meine Eltern frühzeitig. Weißt Du, was ich damals that in der Jugend? Ich verkaufte das ausgestorbene Elternhaus — ja, ich hatte das Herz dazu! Das Zimmer, worin ich zur Welt kam, das Fenster, woran mein Mütterchen mit der Brille saß, meine ersten unschuldigen Empfindungen, meine süßesten Erinnerungen — das verkauft' ich Alles! Mein ganzes väterliches Erbe verwandelte ich in eine Leibrente — nun saß mein Egoismus fest, erst recht fest. Ich habe jetzt nichts, als was ich brauche — nach mir bleibt nichts übrig. Und was mich mehr als Alles schmerzt — ich bin nicht mehr im Stande, mein Vaterhaus zurück zu kaufen, um dort meine letzten Tage zu verleben, um dort Liebe zu finden — wenigstens die der seligen Schatten, die mich da umschweben würden — bis sie mich zu sich riefen. (Heftig) Nun, wird's? Wann werden wir endlich abreisen?

Jakob (ergreift seine Hand). Ja, mein Hans, ja, wir reisen — wenn Du nicht vorziehst, hier zu bleiben als Glied einer Familie, als Freund, als Bruder! — Keine Thränen, Rosa! Vergiß, vergib diesen Moment des Undanks, den ersten in unserm ganzen Leben, wie er der letzte sein soll.

Rosa (umarmt ihn). Mein lieber, lieber Jakob! — Ach, Herr Waller! Sie geben uns unser häusliches Glück wieder — wenn Sie es mit uns theilen wollten!

Hans. Beste Frau! Meine Freunde! Ich seh es wohl, man darf mit der Wahrheit kein Spiel treiben. Ich wollt' Euch Fallstricke legen — und gerieth selber hinein. Ich war ein Kind — ein rechtes Kind. (Ermattet sinkt er in den Lehnstuhl, Jakob und Rosa treten zu ihm). Ist's denn Euer Ernst? Es wäre ein holder Traum für einen armen Verlassenen, wie ich bin —

Rosa. Er bleibt bei uns!

Martha. Er bleibt! Nanu — (Ab.)

Hans (springt auf, schließt beide in die Arme). In Eurer lieben Mitte, ja! Wir bleiben den Rest des Winters bei einander und im Frühjahr reisen wir nach Rom — alle drei! Und noch Eins, liebe Frau Rosa! Ich weiß, wie einem Ausgeschlossenen zu Muthe ist! Lassen Sie Ihre Minette wieder herein. Komm', Kätzchen, Komm!

Der Floh des Kaisers.*)

Humoreske

von **Otto Müller.**

„Wenn ich Dir nun aber mein Wort darauf gebe, daß sie ihn sogar in Seinem eigenen Bette gefangen hat?“ versetzte der Pfarrer mit nachdrucksvoller Betonung, zog den Freund neben sich auf das Sopha nieder und fuhr erheitert fort:

„Laß Dir die Geschichte noch in aller Eile vor dem Schlafengehen erzählen; denn gleichviel, ob ein Floh oder mehrere drüben in Deinem Bette mit Sehnsucht auf Dich warten, die Thatsache, daß wir wirklich einen Floh Napoleons III. hier im Pfarrhaus zu Witzhausen im Odenwald hatten und vermuthlich noch haben, wird Dir durch unverwerfliche Zeugen bestätigt, indem sogar Tante Lumme in Person bei dem merkwürdigen Fang desselben im Schlafgemach des exilirten Kaisers auf der Wilhelmshöhe bei Kassel zugegen war.

Wie ich Dir schon sagte, war meine Schwiegermutter, die Majorin, gleich so manchen anderen vollblütigen aristokratischen Damen des ancien régime in unseren ehemaligen kleinen Rheinbundstaaten eine enthusiastische Verehrerin der napoleonischen Dynastie. Denn es sind ja erst wenige Jahre her, daß es noch eine sehr wohlbekannte exclusive Partei bei unserem süddeutschen Hofadel gab, die sogar in gewissen Ländern die ersten Staatsämter bekleidete, welche einen förmlichen Tic darauf hatte, Alles was Napoleonisch hieß, zu vergöttern und den Mann des zweiten December zu beweihrauchen, weil die gemeine bürgerliche Gewohnheit, deutsches Nationalgefühl genannt, sich immer lauter und erbitterter gegen den nichts weniger als flohreinen Neffen des großen Onkels aussprach und ihn einstimmig dahin wünschte, wohin er von Gottes- und Rechtswegen gehörte, zu dem alten Herrn und Meister alles thierischen und menschlichen Ungeziefers in der Schöpfung.

Genug, auch meine Frau Schwiegermutter selig war trotz ihrer derangirten Vermögensverhältnisse eine hochgradige Napoleonsverehrerin und feierte nicht nur den Napoleonstag in solennster Weise durch ein großartiges Gastmahl, wobei auch einmal die lorbeergeschmückte Büste des glorreichen Besiegers von Mexiko höchst sinnig mitten auf der Tafel neben einem gesulzten Wildschweinskopf mit der Citrone im Rüssel prangte,

---

*) Die obige kleine Humoreske bildet eine Episode aus dem neuen, noch ungedruckten zweibändigen Roman Otto Müller's, betitelt: „Der Floh der Frau Schwiegermutter.“ Jeder Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

D. Red.

sondern trieb ihren Cultus so weit, daß sie sogar die Pathenstelle bei allen Neugeborenen meiner Gemeinde übernahm, sofern die Eltern einwilligten, ihre Kinder statt Peter, Hannes oder Grete auf die Namen Louis oder Eugénie taufen zu lassen.

Danach kannst Du Dir eine annähernde Vorstellung davon machen, in welche Aufregung sie gerieth, als im Sommer Siebzig der deutsch-französische Krieg losbrach, die allgemeine Volksbegeisterung sich bis in unseren entlegenen Gebirgswinkel fortpflanzte und es gerade die ihr am nächsten stehenden Personen waren, welche jede Nachricht von den glorreichen Siegen der deutschen Waffen mit Entzücken aufnahmen: die eigne Tochter, die eigne Base und der eigne Schwiegersohn in partibus, dieses tabakrauchende Ungeheuer bürgerlichen Standes, welcher sich sogar erfrechte, allsonntäglich auf der Kanzel für den Sieg unserer tapferen Heere in Feindesland zu beten und die geliebten Söhne des deutschen Vaterlandes Gottes allmächtigem Schutz zu empfehlen.

Obgleich ihr ganzes verzweifeltes Gebahren nur hohler Schein und Komödie war, um sich vor uns und ihren Bekannten mit dem Nimbus einer napoleonischen Märtyrerin zu umkleiden, gerieth sie doch aus einer Exaltation in die andere, hüllte sich bei jeder neuen Siegesnachricht immer tiefer in Trauergewänder, schlang einen schwarzen Schleier turbanartig um die Gipsbüste ihres kaiserlichen Idols und spielte die Trübsinnige und Resignirte so natürlich, daß sie zuletzt selber an ihr Märtyrerthum glaubte und am liebsten katholisch geworden wäre, um sich mit ihrem Schmerz um den Kaiser und seine verlorene Sache in irgend ein Kloster flüchten zu können.

Leider hielt sie diese tragische Stimmung nicht ab, uns, d. h. Hildegard und mich (das gute Tantchen zählte in Fragen der höheren Politik nicht mit), ihre Mißlaune und Ungnade oft auf's Empfindlichste fühlen zu lassen. Denn die lebhafte Tochter machte aus ihrer gutdeutschen Gesinnung so wenig ein Hehl wie ich, wenn wir auch jedem Meinungsstreit mit ihr weit aus dem Wege gingen, da man den Namen Bismarck nicht einmal aussprechen durfte, ohne zu riskiren, daß sie Krämpfe bekam trotz einer Rachel oder Ristori auf der Bühne.

Der Unglückstag von Sedan und Napoleons Gefangennehmung gab ihrem Herzen zwar nicht den Todesstoß, aber doch erreichte jetzt ihre Trauer einen solchen Höhegrad, daß uns wirklich um ihren Verstand bange wurde. Denn sie verhing ihre Fenster dicht mit Teppichen und verfiel sogar in eine solche Appetitlosigkeit, daß sie nur noch gekochte Hühnerflügel essen wollte, weil sie einmal gehört hatte, daß dies Louis Napoleons Hauptnahrung bei seiner Zuckerkrankheit sei; eine Frugalität, die allerdings merkwürdig genug mit ihren sonstigen nahrhaften Sympathieen für die französische Küche contrastirte.

Erst die Kunde, unser ruhmreicher Kaiser Wilhelm habe seinem gefangenen Feind großmüthig das schöne Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt angewiesen, entriß sie nach einigen Tagen ihrer untröstlichen Trauer, und von jetzt an gab es nur noch ein Interesse für sie, das ihr wichtiger war, als die Belagerung von Paris, als die Schreckensherrschaft der Kommune und die Eroberung von Straßburg; ein Interesse, welches sie sogar mit vielen patriotisch gesinnten Frauen und Jungfrauen Deutschlands theilte!

Mit brennender Neugier verschlang sie nämlich jede, auch die unbedeutendste Nachricht, welche die Zeitungen von dem berühmten Gefangenen auf der Wilhelmshöhe brachten, von seinem Leben und Treiben daselbst und was er Alles that und vornahm, um sich die Tage des Exils zu versüßen; wobei sie mit schmerzlicher Resignation die

Personen beneidete, welche die Neugierde, Ihn zu sehen, aus allen Weltgegenden nach Kassel zog und die auch wirklich so glücklich waren, Ihm bei seinen Spazierfahrten zu begegnen, oder wohl gar einen Gegengruß, einen gnädigen Blick von Ihm zu erhalten.

Bald redete sie von Nichts mehr als von diesem unschätzbaren Glücke; und es war mir, der ich ihre Vorliebe für außergewöhnliche nervenaufregende Eindrücke und sensationelle Handlungen kannte, ein Leichtes, die wachsende Sehnsucht ihres unruhvollen Inneren zu beobachten, mit der sie danach brannte, sich gleichfalls an der großen Wallfahrt der fashionablen Welt nach der Wilhelmshöhe zu betheiligen und den gestürzten Imperator, den „Retter der Gesellschaft", in der Nähe bewundern zu können. Für diesen tragischen Hochgenuß würde sie sogar, davon war ich innigst überzeugt, ihren ganzen Napoleons-Enthusiasmus hingegeben haben, da es immer nur der äußere Effekt war, auf den alle ihre Affekte und romantischen Pläne lossteuerten. Denn hieß es im Odenwald und an der Bergstraße, die Majorin von Witzhausen war gleichfalls in Kassel, hat den Kaiser von Angesicht zu Angesicht gesehen, ist ihm bei einem Spaziergang im Park begegnet, hat vielleicht sogar einen Fußfall vor Ihm gethan und Ihm, der sie gütig lächelnd aufhob, ein prachtvolles Veilchenbouquet überreicht, so war damit für alle Zeit ein Abglanz jenes unsterblichen Ruhmes auch auf sie gefallen, der den Namen „Napoleon" in der Weltgeschichte umstrahlte, trotz Kladderadatsch, Ulk und Kutschkelied!

Daß dies das Endziel aller hochfliegenden Wünsche und Träume ihrer unruhigen Seele war, wurde uns von Tag zu Tag klarer und ich war schon auf die heftigsten Scenen mit ihr gefaßt, als der Anbruch des strengen Winters mich hoffen ließ, sie werde den abenteuerlichen Plan, den Kaiser sehen zu wollen, schon aus Rücksicht auf ihre Gesundheit wieder aufgeben. Wirklich stellte sich auch mit Beginn der rauhen Jahreszeit ihr gewohnter Wintergast, die Gicht, wieder bei ihr ein, und diesem Hinderniß war weder ihr bekannter listiger Scharfsinn, noch ihre Energie bei Verfolgung eines einmal gefaßten Planes gewachsen.

Ich ermüde Dich nicht mit der Schilderung unserer häuslichen Misére während des monatelangen Krankseins einer Dame, die es schon in ihren gesunden Tagen auf's Beste verstand, ihre Umgebung zu drangsaliren; geschweige in ihren kranken, wenn Schmerzen sie plagten, oder die Langeweile, die Mißlaune sie geradezu sinnreich machten in Erfindung aller möglichen tyrannischen Forderungen und Affektionen. Genug, als der Frühling kam und mit der Gesundheit auch ihr alter Napoleonsschwindel wieder zurückkehrte, war es beschlossene Sache bei mir, sie in Gottes Namen ohne Widerspruch ziehen zu lassen, wohin ihr Herz begehrte; zumal die Nachrichten von der nahe bevorstehenden Abreise des Exkaisers nach England sie immer heftiger aufregten und ich zugleich in ihrer zeitweisen Entfernung aus unserer Mitte die einzige Wohlthat erblickte, durch welche ich ihre Tochter Hildegard und mich selber einigermaßen für die überstandene schwere Prüfungszeit entschädigen konnte.

So trug ich ihr denn unaufgefordert als galanter zartfühlender Schwiegersohn die Erfüllung ihres Lieblingswunsches auf dem Präsentirteller der Zuvorkommenheit entgegen, stotterte etwas von heilsamer Luftveränderung und berechtigten Wünschen und bat schüchtern für die Tante Lumme, welcher gleichfalls eine kleine Ausspannung noth thue, um die Erlaubniß, sie als ihre Gesellschaftsdame nach Kassel begleiten zu dürfen.

Daß mir die Majorin bei diesem unvermuthet großmüthigen Entgegenkommen von meiner Seite nicht mit lautem Jubel um den Hals fiel und mich zärtlich abküßte, davor

schützte mich einzig die weise Vorsicht, daß ich mich seit drei Tagen nicht rasirt hatte, eine Verletzung der Dehors, die mir bei jeder anderen Gelegenheit ihre stumme Ungnade auf mindestens eben so viele Wochen eingetragen hätte. — Nun, um es kurz zu machen, am achtzehnten März reiste sie wirklich mit Tante Lumme, begleitet von meinem aufrichtigen Wunsche, sie möge so lange als möglich fortbleiben, nach Kassel ab. Aber wer beschreibt ihre Bestürzung, als das Erste, was sie bei ihrer Ankunft dort erfuhr, die Nachricht war, der Kaiser sei aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und werde schon morgen Vormittag um halb zehn Uhr mit seinem Gefolge Schloß Wilhelmshöhe verlassen, um sich über Köln zu Gemahlin und Sohn nach Camden-House in Chiselhurst zu begeben!

Der ersten Schreckensbetäubung und Erstarrung folgte ein heroisches Aufflammen aller ihrer energischen und erfinderischen Lebensgeister. Koste es auch dem Herrn Schwiegersohn, was es wolle, sie mußte den Kaiser vor seiner Abreise noch sehen; also fuhr sie schon in der Frühe des andern Morgens nach einer schlaflos verbrachten Nacht im Landauer des Hotels mit Tante Lumme in ihrem schwarzen Atlaskleid hinauf nach der Wilhelmshöhe und war wirklich von den Tausenden von Fremden und einheimischen Neugierigen, welche der kaiserlichen Abreise beiwohnen wollten, mit unter den Ersten auf dem Platze vor der Einfahrt in die Parkanlagen. Ein merkwürdig glücklicher Zufall, wie er nur dem Muthigen hold ist, führte ihr einen Hoffourier in der kaiserlichen Livrée in den Weg; sie, nicht blöde, redet ihn auf Französisch an, gibt sich für eine Comtesse de Witzhouse aus und erzählt dem Lakay mit ihrem athemlos hochbusigen Feuereifer, was der alleinige Zweck ihrer wohl hundertstündigen Reise hierher sei. Der Franzose, geschmeichelt durch diese enthusiastische Verehrung einer deutschen Dame für seinen Kaiser mitten im feindlichen Barbarenland, erklärt sich nach einigem Bedenken bereit, die Damen ins Schloß zu führen und ihnen einen Platz anzuweisen, von dem aus sie den Kaiser beim Heraustreten aus seinen Appartements bequem sehen könnten; als sie ihm aber in ihrem Entzücken darüber ein Goldstück in die Hand drücken wollte, lehnte er dasselbe lächelnd ab und führte sie sodann an allen Schildwachen und Ordonnanzen vorüber galant ins Schloß und die prachtvolle Treppe hinauf in den ersten Stock. Am Ende des langen Korridors mit den reichen Stuckverzierungen öffnete er eine Thüre und ließ sie in ein kleines Gemach eintreten, indem er ihnen zugleich die vordere Saalthüre zeigte, aus welcher der Kaiser mit seinen Adjutanten heraustreten werde.

Bald kamen auch noch andere Leute von Stande, Herren und Damen, die von einem ähnlichen Protektor aus der Hofdienerschaft begünstigt, gleichfalls ihre Neugierde befriedigen wollten und postirten sich in den offenstehenden Thüren der anstoßenden und gegenüber liegenden Gemächer; dabei herrschte in dem Korridor eine unruhige Bewegung, ein buntes Durcheinander von ab- und zurennenden Personen aus dem Civil- und Militärstand, bis endlich genau zur bestimmten Minute die Thüre des Vorsaales geöffnet wurde und zuerst eine Anzahl höherer Militärs und Staatsbeamten in französischen und deutschen Gallauniformen erschien, denen gleich nachher der Kaiser folgte, zur Linken seinen Adjutanten, General von Castelnau. Beide trugen Civilkleider und schwarze Cylinderhüte und ihnen folgte der Gouverneur von Kassel und ein französischer Kammerherr. Den Beschluß machte der berühmte Mohr des Kaisers, welcher den Mantel seines Herrn und ein prächtiges Reisenecessaire unterm Arme trug.

Mit mäßig raschem Schritt ging der Kaiser und seine Begleitung dem langen

Korridor entlang der Treppe zu, ihnen nach aber drängte sich geräuschlos die kleine Schaar der begünstigten Neugierigen, um Ihn womöglich noch vom oberen Vestibule aus die Treppe hinabsteigen zu sehen, und unter diesen befanden sich selbstverstanden auch die Majorin und Tante Lumme. Aber gerade da sie an der offen gebliebenen Thüre des Vorsaales vorübereilen wollte, fällt ihr Blick in den Saal, und von der richtigen Erwartung geleitet, daß es hier wohl ungleich Interessanteres für sie zu sehen gäbe, als einen abgesetzten Kaiser, noch dazu von seiner Rückseite, zog sie Tante Lumme mit einem krampfhaften Ruck in den Saal und ein einziger Blick überzeugte sie, daß keine Seele mehr darin war. Durch geöffnete Portièren sah man die ganze Reihe der seither von dem Exkaiser bewohnten Gemächer, und sofort trat sie rasch entschlossen in den kaiserlichen Empfangsaal, wo überall eine bunte Unordnung herrschte, obwohl die Pracht an vergoldeten Möbeln, kostbaren Gobelin-Tapeten, persischen Teppichen, herrlichen Gemälden und anderen seltenen Kunstgegenständen Alles übertraf, was sie bis jetzt in fürstlichen Schlössern gesehen hatte. Nach kurzem Zögern wagte sie sich auch in das anstoßende Gemach; es war das eigentliche Wohnzimmer des Kaisers, ungleich einfacher, dafür aber auch wohnlicher möblirt, als das vordere und mit einem wunderbar aromatischen Cigarrenrauch angefüllt, der wohl unmittelbar vorher den kaiserlichen Lippen entstiegen war und den sie daher mit einem wahren Hochgenuß einsog. Von hier traten sie in ein kleineres Kabinet, das Arbeitszimmer des Kaisers, wo auf dem prächtigen Schreibtisch von Palissander-Holz, sowie auf den Fauteuils und dem Fußboden alles mögliche Papier, Drucksachen, Zeitungen, Brochüren, Enveloppen, Landkarten und zerrissene briefliche Bittgesuche zerstreut umherlagen. Hierauf folgte das Toilettenzimmer, angenehm durchwärmt von einem im Marmorkamin brennenden Kohlenfeuer, da der Kaiser hier noch am heutigen Morgen ein Bad genommen hatte, wie man an der im Hintergrund stehenden Badewanne und den vielen am Boden liegenden nassen Tüchern schließen konnte.

Plötzlich fiel der, alle Gegenstände der Einrichtung mit wahrer Harpyiengier musternde und verschlingende Blick der Comtesse de Witzhouse in das anstoßende Gemach. Es war das Schlafkabinet des Kaisers und hierher zog es sie wie mit magischer Gewalt! Denn hier war er ja Mensch gewesen, Mensch und nichts weiter, indem er sich seiner ganzen irdischen Majestät entkleidete, ein Nachthemd an- und eine Schlafmütze über's Ohr zog und dann zu Bette stieg wie jeder andere loyale Staatsbürger, um nach einiger Zeit in einen sanften Schnarch zu fallen und von seinem fernen geliebten Frankreich zu träumen und von der Rheingrenze, die er sich jetzt vom deutschen Standpunkt aus betrachten konnte.

Bei dieser entzückenden Vorstellung erreichten die Blutwallungen der Majorin ihren höchsten Höhegrad! Mit zitternden Knieen nahte sie dem Allerheiligsten, dem kaiserlichen Ruhelager, dessen grünseidene Gardinen zurückgeschlagen waren; und ganz überwältigt von ihren Gefühlen betastete sie zuerst ehrfurchtsvoll das Kopfkissen und wagte sodann auch die seidene Decke ein wenig zurückzuschieben, um die Weiche und Elasticität der Matratze zu prüfen, auf welcher der Sieger von Saarbrücken, woselbst sein Lulu die Feuertaufe erhalten, noch vor wenigen Stunden auf seinen Lorbeeren geruht hatte. Ja, sie glaubte sogar noch eine leise kaiserlich animalische Wärme unter der Decke zu fühlen, und dies und die Entdeckung einer sanften muldenartigen Vertiefung in der Mitte des Kopfkissens zog sie wie mit übermächtiger Gewalt nieder, um

einen scheuen Kuß der Ehrfurcht auf die geheiligte plastische Stelle zu drücken, die sein Imperatorenhaupt in dem Kissen zurückgelassen hatte.

Aber o Wonne, o Graus! In dem nämlichen Augenblick hüpft ganz lustig ein kecker Prinz von Geblüt, ein stattlicher Floh unter der Dunendecke hervor auf das Kopfkissen, vermuthlich um sich von diesem erhöhten Standpunkt aus die ihm ganz neue Art von Napoleon-Kultus besser betrachten zu können; die Majorin jedoch, alle Andacht vergessend, fährt mit einem lauten Schrei des Entzückens auf die kaiserliche Kreatur los, faßt sie richtig und behende mit den Fingerspitzen und ruft ganz überselig:

„Ich habe dich, ich habe dich! Du bist mein, kleiner Plonplon, geschwind, Röschen, gib das elfenbeinerne Nadelbüchschen her, damit wir ihn einsperren und ihn mit nach Witzhausen nehmen, den Leibfloh des Kaisers, nachdem uns seine geheiligte Person selbst nur flüchtig zu sehen vergönnt war! ....“

So kam der Floh Napoleons des Dritten in das Pfarrhaus zu Witzhausen im Odenwald, wo er später durch seine echt napoleonische Grausamkeit und Verschlagenheit noch so viele merkwürdige Abenteuer und schicksalsreiche Verwickelungen herbeiführen sollte.

Leichtsinnige Lieder.

Von Alfred Frydmann.

Römisches.

I.

Hast du Liebchens Haus gesehn
Mit zwei grünen Thüren?
Wisse, wenn sie offen stehn
Daß wir Krieg dann führen!

Siehst den Janustempel du
Aber fest verschlossen,
Ahne, daß sie Glück und Ruh
Ueber mich ergossen.

II.

Wie am Altar der Augur steht
Nach des Opfers Zucken spähend —
Wie der Seher auf der Flur steht,
Nach dem Flug des Adlers sehend —

Also seh' ich Kampf, seh' Friede,
Ganz, wie deines Blicks Natur ist:
Nur daß hier zum Unterschiede
Selbst das Opfer der Augur ist!

Tücke.

Der See, der rauhe Wellen schlägt,
Enthüllt auch leicht des Grundes Bild.
Wenn sich die Woge aufwärts regt,
Zeigt sich die Perle schimmernd, mild.

Und wenn du zürnst und heftig bist,
Ich weiß, du bist auch herzlich gut.
Dein Zürnen ist nur eine List —
Du zeigst die Perlen in der Fluth.

Natura abhorret vacuum.

Und wenn Natur das Leere haßt,
Mein Herz ist auch natürlich!
Ist's liebeleer, wünscht's neue Last,
Und sucht sie, wie gebührlich!

Drum halt' zu mir, und liebe mich!
Mein Herz will nichts als Nahrung,
Und treu wie Gold ist's — liebt es dich —
Ich weiß es aus Erfahrung!

Unbestand.

Wie ich so in's Freie wandre,
Heute mit dem Lenzerwachen,
Mußt' ich mir den Vorwurf machen:
„Liebst doch jedes Jahr 'ne Andre!“ —

Doch im Walde hört' ich's wogen,
Antwort rauschend mir und Frage:
„Ist derselbe Frühling, sage,
Zweimal je in's Land gezogen?“

Zwei Alpenrosen.

Ein Senne kam vom Berg gesprungen,
Ein Alpenröslein an dem Hut.
Er hat es mit Gefahr errungen —
Nun leuchtets wie sein rosig Blut!

Gegangen kam ein feiner Knabe,
Ein Alpenröschen an der Brust.
Der lacht und spricht: „Du Narr! Ich habe
Für wenig Geld dieselbe Lust!" —

Der Senne lächelt still bescheiden
Und gibt dem Röslein einen Kuß.
Er weiß, daß man um Liebe leiden,
Daß man um Liebe kämpfen muß!

Wandrers Klage.

Es ward vom Schicksal mir beschieden
Landaus zu wandern und landein;
Und niemals zieht ein holder Frieden
Besel'gend mir ins Herz hinein!

Ich lasse nirgends eine Fährte,
Und Niemand suchet meine Spur;
Und ach, mein ewig Wandern lehrte
Mich ewiges Verlieren nur!

Ich sehe hinter mir sich schließen
Manch heimatwordnes fremdes Land,
Wie Wellen gleich zusammenfließen
Wenn scharf ein Kiel hindurch sich wand.

Kein Leuchtthurm steckt ein Ziel der Reise
Mich lenkt kein weisender Magnet,
Und nirgends zeigt mir ein Geleise,
Wohin des Wandrers Sehnen geht!

Zoolyrische Ergüsse.

Von **Richard Schmidt-Cabanis.**

Der treue Dintenfisch.

Ich liebte eine Qualle,
Ihr Herz gehörte mir;
Doch plötzlich war sie alle —
Zerflossen vor Sehnsucht schier!

Wir minnten einander so innig,
Bis sie nach kurzem Verlauf,
Sich löste still und sinnig
In Wohlgefallen auf.

Und wo die schönste der Quallen
Ins feuchte Jenseit verschwamm,
Ein Kreuzlein von Korallen
Pflanzt' ich auf den Muschelдамм;

Wo ihren Leib die Welle,
Die salzige, bittre, zerlaugt,
Da hab' ich an einsamer Stelle
Mich weinend festgesaugt.

Mein Hangen und Bangen und Sehnen
In dunklen Tropfen quoll:
Ich füllte mit Sepia-Thränen
Manch Saugenäpfchen voll! —

Ihr glänzenden Nautilusse,
Leiht, Ihr Verwandten, mir
Das bei der Muse Kusse
Stets nöthige Papier;

Drauf hauch' ich verbunden nieder
Mit meiner Seufzer Gemisch
Viel tausend bange Lieder —
Ein trauernder Dintenfisch!

Und wenn die Saugenäpfchen
Vertrocknet, öde und leer,
Im Farbensack kein Tröpfchen
Der glänzenden Sepia mehr —

Mit eigenen Armen dann — sei es,
Dort wo „ihr" Fühlfaden brach —
Zieh' ich, ein Polybchen, ein treues,
Ins ewige Blau mich ihr nach!

Eisbärs Klage und Trost.

Ist mit härter'm Fluch beladen
Denkbar wohl ein Erdensein:
In den höchsten Breitegraden
Hypochonder — und allein!

Sterne flieh'n aus ihren Kreisen
Trotz dem starren Weltgesetz,
Doch kein Ausweg winkt dem greisen
Arktisch-melanchol'schen Petz!

Keines Trostestropfens Träuflung
Richtet mich im Schmerz empor;
Kennt' ich Kotzebue's Verzweiflung,
Heult' ich sie mir stündlich vor.

Islands Moos stimmt mich nicht froher
Statt des Kaffee's in der Früh;
Mittags stellt ein mag'rer roher
Seehund dar sich als Menu!

Selbst des milden Honigbornes
Mangl' ich, der versüßt manch Weh;
Ueberall ringsum „Gefror'nes",
Aber nirgend Panacée!

Und was nutzen, spricht der Weise,
Der des Wesens Kern studirt,
Selber die polarsten Eise,
Wird darin kein Sekt frappirt?!

Aber reich're Thränenquellen,
Als des Leibes Weh und Wohl,
Muß ich weih'n dem ideellen
Hungertyphus hier am Pol:

„Neue Freie", „Allgemeine",
„Kölnische" — wer hält sie hier?!
Saugen muß ich jede kleine
Nachricht aus den Tatzen mir.

Selbst das einz'ge Werk, das endlich
Seinen Weg zum Eismeer fand —
(Vielen ist es unverständlich,
Ich nur fühl' mich ihm verwandt! —)

Selbst dies Buch erscheint mir flacher,
Dem ich volle Andacht lieh,
Ach, — es ist ist vom großen Sacher-
Masoch über „Pelz-Manie!" —

Auf des Rennthiers Spur zu fliegen,
Macht mich auch nicht warm noch froh,
Und es schafft mir Mißvergnügen,
Seh' ich einen Eskimo.

Abends blick' ich oft voll Trauer
In das Nordlicht unverwandt,
Doch es blendet auf die Dauer
Und wird furchtbar ennuyant.

Nennend mein nicht eine Seele,
Tapp' ich heim dann vor Verdruß,
Find' in ungeheizter Höhle
Zahnschmerz, Rheuma, Hexenschuß! —

Doch bei tiefstem Leid der schwächste
Hoffnungsschimmer tröstet schon,
Und so harr' ich auf die nächste
Nordpolar-Expedition;

Einen arktischen Entdecker —
Sei er Jude, Heide, Christ —
Press' ich als Zerstreuungswecker
Dann mir zum Dreimänner-Whist;

Mit der frommen Walroß-Schwester
Nebenan — welch' herz'ger Spaß! —
Spielen wir durch manch Semester
Rubber ohne Zahl und Maaß!

Und des Gastes Frost zu steuern,
Unter Sturm und Schneegeflock,
Brau' aus Thran und Möveneiern
Ich den ew'gen steifen Grog!

Die obigen Gedichte stammen aus einem im Sommer d. J. bei Denicke in Berlin erscheinenden Werke: „Zoo-lyrische Ergüsse; ein Album zwei- vier- und mehrfüßiger Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis." Illustrirt vom Thiermaler G. Mützel.

Die Verlogenheit des modernen Lebens.

Ein Essay.

Von **Eduard von Hartmann.**

Bevor wir das moderne Leben in Gesellschaft, Kirche und Staat auf seine Wahrhaftigkeit hin untersuchen, ist eine Verständigung über die moralische Bedeutung des Wahrheitssinnes und die verschiedenartigen Erscheinungsformen der berechtigten und unberechtigten Lüge nothwendig.

Der Wahrheitstrieb oder die Wahrheitsliebe ist ohne Zweifel eine angeborene Charaktereigenschaft, welche zwar durch verkehrte Erziehung und schlechtes Beispiel leicht unterdrückt und durch gute Erziehung gekräftigt werden kann, welche aber nicht anerzogen werden kann, wo die natürliche Anlage dazu fehlt oder doch von dem entgegengesetzten Trieb, dem Hang zur Lüge und der Lust an der Verstellung und Täuschung, entschieden überwogen wird. Denn es gibt in der That Menschen, die einen unwiderstehlichen Hang empfinden, Andere durch Lüge und Verstellungen irre zu führen, auch da, wo es gar nicht abzusehen ist, welcher Vortheil ihnen aus solcher Täuschung erwachsen könnte. Zum Theil liegt in solchen Fällen die Absicht zu Grunde, sich durch Prahlerei oder übertriebene Klagen, durch Erfindung romantischer Schicksale oder pikanter Abenteuer intressanter zu machen, also eine Befriedigung der Eitelkeit zu erlangen; zum Theil aber fehlt auch dieses Motiv, und es bleibt nur das Vergnügen an dem Bewußtsein übrig, daß man die Macht besitze, Andere irre zu führen, und der Trieb, dieses Machtbewußtsein durch praktische Ausübung reell zu genießen. Die Gewohnheit macht alsdann das zwecklose Lügen zuletzt in ähnlicher Weise zum unentbehrlichen Bedürfniß, wie das Tabakrauchen oder Schnupfen, und der habituelle Lügner steht gleichsam wie unter der dämonischen Macht seines Lasters. Wie jeder Lasterhafte nach langer Uebung, verliert auch der Lügner endlich so sehr die Scham der Lüge, daß es ihn nicht im Geringsten mehr in Verlegenheit setzt, Lügen gestraft zu werden. Er scheint in solcher Lage nicht einmal mehr zu ahnen, daß andere Anwesende für ihn verlegen werden, sondern lächelnd geht er zu neuen Lügen über. Man findet diesen Grad habitueller Lügenhaftigkeit fast nur beim weiblichen Geschlecht; besonders charakteristische Beispiele erinnere ich mich bei polnischen Damen und bei Dienstboten aus polnischen Landestheilen gesehen zu haben.

Daß das weibliche Geschlecht freilich mehr zur Lüge und zur List hinneigt, als das männliche, ist ganz natürlich, denn es ist ja das schwache Geschlecht, und die List ist die natürliche Waffe des Schwachen. Es kommt dazu, daß die Weiber in ihren Tagesgeschäften mehr mit Weibern zu thun haben, als die Männer, und daher häufiger den Kampf mit der Lüge und List aufzunehmen haben, der von selbst schon zur Anwendung gleicher Waffen verführt. Dieser Zusammenhang zwischen Schwäche und List ist besonders von Schopenhauer betont worden. Es ist nun aber nicht so sehr die Schwäche selbst, als das Gefühl der Schwäche, welches zur Anwendung von List im Kampf ums Dasein reizt; daher kommt es, daß auch der Schwache, ohne sich passiv in die Rolle des Unter-

drückten und Ueberwundenen zu ergeben, grade und wahrhaft sein kann, wenn er durch Muth gehoben wird. Man findet daher auch viele wahrhafte Weiber, die Lüge und Verstellung für unter ihrer Würde halten; dieß sind dann allemal muthige Charaktere. Andrerseits kann auch die physische Stärke demjenigen kein Zutrauen in seine Kraft geben, der die Charaktereigenschaft des Muthes entbehrt, und weil sich so oft physische Stärke und Feigheit paart, darum sehen wir auch die Lügenhaftigkeit oft genug im starken Geschlecht, und selbst in seinen kräftigsten Individuen, vertreten. Dieser Zusammenhang zwischen Falschheit und Feigheit, der in der That psychologisch tiefer gefaßt ist, als der von List und Schwäche, ist besonders von Fichte hervorgehoben worden. So sehr nun aber auch der Muth in beiden Geschlechtern große Unterschiede von der Erbärmlichkeit bis zum Heroismus zeigt, so ist doch im Großen und Ganzen das weibliche Geschlecht nicht blos das schwache, sondern auch das feige Geschlecht. Wer daran zweifelt, der vergegenwärtige sich, daß nach der Criminalstatistik fast alle Verbrechen, zu denen einiger Muth erforderlich ist, auf das männliche Geschlecht fallen, daß aber das weibliche Geschlecht dieses Deficit durch einen Ueberschuß an kleinen Gelegenheitsdiebstählen, Unterschlagungen, Betrügereien und Fälschungen auszugleichen bemüht ist. Selbst bei gleichem Risico ist es schon die Größe eines Verbrechens an und für sich, vor der das Weib aus Mangel an Muth zurückschreckt.

Der Zusammenhang zwischen Falschheit und Feigheit auf der einen Seite, so wie der zwischen Wahrhaftigkeit, Muth, Selbstvertrauen und Selbstgefühl auf der anderen Seite, gibt die Erklärung dafür, wie Kant dazu kommen konnte, die Lüge wegen der Verletzung der Menschenwürde des Lügenden verwerflich zu finden (Werke IX. S. 283), obschon die Erklärung, die er aus dem Sprachvermögen dafür zu geben sucht, nicht mit Unrecht von Schopenhauer als „abgeschmackt" bezeichnet wird. (Grundprobl. d. Ethik, 2. Aufl. S. 225). Leider gibt uns Schopenhauer keinen brauchbaren Ersatz; denn daß die Lüge „einen Zwang mittelst der Motivation" auf einen andern ausübt, könnte doch nur für solche Fälle eine „Unrechtmäßigkeit" derselben begründen (ebd. S. 222), in welchen die Ausübung eines Zwanges überhaupt unrechtmäßig ist, d. h. in Fällen wo der Zwang als solcher fremde Rechte verletzt. Dagegen ist nun zweierlei zu bemerken. Erstens würde in solchem Falle nicht die Lüge an sich, sondern nur der durch dieses an und für sich sittlich indifferente Mittel geübte Zwang das Unrecht der Handlung ausmachen, also hierdurch gar keine sittliche Verwerflichkeit der Lüge als solcher begründet sein. Zweitens aber würde nur diejenige Lüge von dieser Verurtheilung indirekt betroffen werden, durch welche einem Dritten ein Unrecht, d. h. eine Verletzung oder ein Schade zugefügt wird, während Kant mit Recht betont (a. a. O. S. 283), daß die Lüge nicht erst Anderen schädlich zu sein braucht, um für moralisch verwerflich erklärt zu werden. Der Grund der Verwerflichkeit der Lüge als solcher muß also ein derartiger sein, daß er auch die unschädlichen trifft, und die moralische Verwerflichkeit derjenigen Handlungen, in welchen ein Unrecht vermittelst der Lüge geübt wird, nur noch erhöht.

Dieser Grund aber liegt so nahe, daß man ihn mit Händen greifen kann. Es ist die Zerstörung des Vertrauens, welches die Grundlage alles gesellschaftlichen Verkehrs, also auch des sittlichen Verhaltens der Menschen zueinander bildet. Es ist mit der Wahrhaftigkeit wie mit der Treue, welche gleichfalls auf der Erhaltung des Vertrauens beruht, insofern das Vertrauen nur möglich ist unter der Voraussetzung der Stetigkeit des (stillschweigend oder ausdrücklich) deklarirten Willens. Hierbei war aber vorausgesetzt, daß die ausdrückliche, bewußte und absichtliche Willensdeklaration eine wahrhafte sei; denn nur auf Grund des Vertrauens in die Wahrhaftigkeit der Kundgebung über den gegenwärtigen Willen kann ein Vertrauen auf die Fortdauer dieses Willens für die Zukunft erwachsen. Eine absichtliche Täuschung über die Beschaffenheit des gegenwärtigen Willens steht mithin auf gleicher Linie mit einer absichtlichen späteren Aenderung dieses Willens, an dessen Fortdauer man den Glauben erweckt hatte; oder mit anderen Worten, die Lüge ist von gleicher moralischer Bedeutung wie der Treubruch. Sie ist sogar noch verwerflicher als dieser, insofern die Lüge jede Möglichkeit der Treue mit vernichtet, die Treulosigkeit aber immer noch die Möglichkeit der Wahrhaftigkeit in

den Aussagen über die momentane Willensbeschaffenheit offen läßt; die Lüge vernichtet also das Vertrauen auf einem weit umfassenderen Gebiete als die Treulosigkeit. Dieses Gebiet erweitert sich abermals dadurch, daß die Lüge nicht blos in Bezug auf Kundgebungen über die gegenwärtige Beschaffenheit des eigenen Willens möglich ist, sondern auch in Bezug auf zahllose andere Umstände, deren Auffassung auf das Handeln des Belogenen von Einfluß sein kann. Geht die Absicht des Lügenden dahin, den Belogenen zu einer Handlung zu veranlassen, die zu seinem eigenen Vortheil gereicht, so täuscht er in gewinnsüchtiger Absicht, übt also Betrug; ist aber kein für ihn abfallender Vortheil (auch nicht einmal Eitelkeitsbefriedigung) bei seiner Täuschung ersichtlich, und übt er dieselbe nur, um den Andern zu schädigen, so dient die Lüge der Schadenfreude und Bosheit, also den allerverwerflichsten Triebfedern.

Es würde nach dem Gesagten unerklärlich sein, daß im praktischen Leben die Lüge im Ganzen eine so milde Beurtheilung erfährt, wenn nicht einerseits die ohne schädigende oder gewinnsüchtige Absicht vorgebrachten Lügen die Mehrzahl bildeten, und andererseits ein Gebiet bestände, wo die Lüge berechtigt, und ein anderes, wo sie wenigstens conventionell üblich ist. Dadurch kommt es, daß über der Unschädlichkeit der Lüge im concreten Falle ihre allgemeine Schädlichkeit in Untergrabung des Vertrauens übersehen wird! und daß bei dem Mangel principieller Unterscheidungsmerkmale die Grenzen der berechtigten, der geduldeten und der unberechtigten und verwerflichen Lüge für die allermeisten Menschen unklar in einander schwimmen.

Das Gebiet der zwecklosen und anscheinend gleichgültigen Lüge ist darum so bedenklich und gefahrdrohend für die Sittlichkeit, weil es einerseits die Gewöhnung und Erziehung zur habituellen Lügenhaftigkeit mit sich führt und andererseits das Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit nicht nur dieses Menschen zerstört, sondern auch dasjenige zu der Wahrhaftigkeit der Menschen im Allgemeinen herabstimmt. Wer schon ohne greifbaren Zweck zum Lügner geneigt ist, von dem erwartet man nicht mit Unrecht, daß er uns erst recht belügen wird, wenn wichtige Interessen für ihn auf dem Spiele stehen; es gilt hier die Moral der Fabel:

„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht
Und wenn er auch die Wahrheit spricht."

Die Vertrauensseligkeit, mit der die Jugend ins Leben tritt, verliert sich mit jedem Jahrzent mehr und mehr, und weicht endlich dem Mißtrauen des Alters, blos weil man immerfort überwiegende Erfahrungen über die Lügenhaftigkeit und Falschheit der Menschen macht, und diese beständig von dem Vertrauen gegen den Durchschnitt der Menschen etwas abnagen.

Nun ist aber klar, daß ein sittlicher Verkehr nur auf der Basis des Vertrauens, auf der des gegenseitigen Mißtrauens aber höchstens noch ein rechtlicher Verkehr der Menschen unter einander möglich ist, und darum ist es von der höchsten Wichtigkeit für das sittliche Leben der Gesellschaft, das Niveau der allgemeinen Wahrhaftigkeit und Treue zu steigern, damit das von der Jugend ins Leben mitgebrachte Vertrauen möglichst ungeschmälert bis ins höhere Alter vorhalte.

Diese Steigerung des Niveaus der Wahrhaftigkeit kann aber wieder nur dadurch bewirkt werden, daß die Menschen sich nicht blos der schädlichen und gewinnsüchtigen, sondern auch der zwecklosen und anscheinend unschädlichen Lügen auf das Sorgfältigste enthalten und ihren Wahrheitssinn durch ausschließlich wahrhaftes Handeln und Reden üben und stärken, den Hang zu Lüge und Verstellung aber ungeübt verkümmern lassen.

Die Lüge, soweit sie unmittelbar unschädlich ist, hört nur in dem einen Fall auf verwerflich zu sein, sobald kein Vertrauen mehr durch dieselbe getäuscht wird, und dies kann als Probe dafür gelten, daß die Verwerflichkeit der Lüge als solche allein durch die Täuschung des Vertrauens begründet werden kann. In zwei Fällen ist man aber berechtigt vorauszusetzen, daß die gemachte Aussage von dem Hörenden selbst nicht als Wahrheit angesehen werde: erstens, wo es sich unmißverständlich um einen Scherz handelt, und zweitens, wo die Forderung, die Wahrheit zu sagen, unberechtigt, also der

Glaube an ihre Erfüllung absurd wäre. Die Scherzlüge, soweit dieselbe jedem Mißverständniß im Sinne des Ernstes entrückt ist, verbieten wollen, kann nur ein pedantischer Rigorismus, der den Grund der Verwerflichkeit der Lüge im Allgemeinen und seinen Fortfall beim Scherz gänzlich verkennt; die Scherzlüge ist deshalb völlig unschuldig, weil und insofern durch sie Niemand getäuscht wird, oder doch die Aufklärung der Täuschung auf dem Fuße folgt, und sie wird in diesem Sinne auch von allen vernünftigen Menschen als unverfänglich angesehen. Sie aus dem Leben verbannen, hieße den Scherz eines seiner wirksamsten Mittel zur Erheiterung des ohnehin so ernsten Lebens berauben. — Der andere Fall der berechtigten Lüge ist im Gegensatz zur Scherzlüge als Nothwehrlüge zu bezeichnen. Wenn Jemand sich unbefugter Weise in mein Grundstück eindrängen und der mündlichen Aufforderung nicht weichen will, so werfe ich ihn mit Gewalt hinaus, und er hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er blaue Flecke davon mitnimmt; ebenso, wenn Jemand mich mit zudringlichen Fragen belästigt und sich unbefugter Weise in meine privaten Angelegenheiten einzudrängen sucht, so übe ich nur mein geistiges Hausrecht, wenn ich den unzarten oder unverschämten Eindringling ebenfalls hinauswerfe. Gelingt dies nicht durch rechtzeitiges Schließen der Thür, und ist die Sachlage der Art, daß nur die Lüge mich davor schützen kann, daß der Zudringliche eine mir selbst oder einem Dritten nachtheilige Kenntniß als Beute seines geistigen Einbruchs mitnimmt, so bin ich moralisch berechtigt, dem Geheimniß eines Dritten gegenüber sogar verpflichtet, ihn zu belügen, und er hat es allein sich selbst zuzuschreiben, wenn er dumm genug ist, einer durch seine Unverschämtheit provocirten falschen Aussage Glauben zu schenken. Die Berechtigung der Nothwehrlüge hat Schopenhauer richtig erfaßt und dargestellt (Grundprobl. d. Eth. 2. Aufl. S. 222—225) und vor der Verwechselung derselben mit der „Nothlüge" mit Recht gewarnt. Die Nothlüge nimmt nämlich keine Rücksicht auf die Berechtigung des Fragenden zu seiner Frage, auf deren Mangel allein die Nothwehrlüge sich stützt; die Nothlüge stützt sich vielmehr ausschließlich auf den Schaden, der aus dem Wahrheitsagen in dem concreten Falle für den Wahrhaftigen hervorgehen würde, während er durch die Lüge diesem Schaden entgeht. Die Vertheidiger der Nothlüge verkennen aber, daß durch das Belügen eines zur Erforschung der Wahrheit Berechtigten eine Täuschung des Vertrauens und eine Herabminderung der Vertrauenswürdigkeit stattfindet, die in ihren direkten und indirekten Folgen einen weit schwereren Nachtheil im Gefolge hat, als der aus der Wahrhaftigkeit entspringende gewesen wäre. Allerdings hat die Berechtigung zur Frage ihre Grade, und geht stufenweise aus der höchsten Berechtigung eines intimen Vertrauensverhältnisses zu einer blos fälschlich vom Fragenden angemaßten Befugniß über; in demselben Sinne findet auch ein schrittweiser Uebergang von der verwerflichen Nothlüge zur berechtigten Nothwehrlüge statt.

Von ganz erheblichem Nachtheil für die Wahrhaftigkeit der Individuen ist aber die Gewöhnung an die conventionelle Lügenhaftigkeit des gesellschaftlichen Verkehrs.

Es beginnt dieses Gebiet allerdings mit solchen Lügen, deren Unwahrheit man sich beim Gebrauch beständig vor Augen hält; es steigt aber von diesen in unmerklichen Uebergängen zu solchen Lügen empor, durch die man wirklich Andere zu täuschen sucht. Unser ganzer geselliger Verkehr ist auf die Schmeichelei der Phrase gestellt; jeder, der nicht als Sonderling abstoßen, sondern in der Gesellschaft verkehren will, sieht sich genöthigt, diese offenkundige Heuchelei mitzumachen. Man könnte nun freilich glauben, daß eben weil die Unwahrheit offenkundig ist, diese conventionellen Lügen als ebenso unschuldig gelten könnten, wie die Scherzlüge; aber dem ist schon deshalb nicht so, weil man bei der conventionellen Lüge die zweite mitbegeht, so zu thun, als ob man daran glaubte, daß der Andere sich täuschen läßt. In der That läuft auch ein gewisser Grad von Täuschung dabei mit unter; denn obwohl Jeder im Allgemeinen von der Lügenhaftigkeit der gesellschaftlichen Phraseologie völlig überzeugt ist, so spielt ihm doch die Eigenliebe und Eitelkeit den bösen Streich, daß er von dieser allgemeinen Ueberzeugung bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme gelten läßt, sobald diese Phrasen auf ihn

selbst angewendet werden. Schon wenn ein Fremder es sich zur Ehre rechnet, ihm vorgestellt zu werden, oder sich glücklich schätzt, ihn kennen zu lernen, wird er diese Redensarten für relativ wahrhafter zu halten geneigt sein, als wenn er blos der Vorstellung dieses Fremden vor einem Dritten beiwohnte; wenn aber gar Frauen und Mädchen ihre Begrüßung unter den rührendsten Zärtlichkeitsversicherungen, Umarmungen und Küssen vollziehen, so ist kaum zu glauben, daß diese Verstellung völlig eindruckslos bleiben sollte. Jüngere Mädchen besonders lassen sich nicht träumen, wie giftig sie oft von Denjenigen bekrittelt, verspottet und verläumdet werden, welche ihnen mit der conventionellen Lüge schwesterlicher Zärtlichkeit begegnen.

Man kann unsern ganzen geselligen Verkehr, wenigstens so weit das weibliche Geschlecht in demselben tonangebend ist, als eine künstlich organisirte Schmeichelei-versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit bezeichnen. Denn in der That ist das gesellige Leben auch unserer höheren Stände so hohl und gehaltlos, daß es unbegreiflich wäre, weshalb die Menschen fortführen sich den damit verbundenen Zwang aufzuerlegen, wenn nicht der Umstand eine Erklärung böte, daß die gesellige Unterhaltung (abgesehen von dem gemeinsamen Skandalisiren über Abwesende) wesentlich auf gegenseitige gröbere oder feinere Schmeichelei hinausläuft, also der Eigenliebe oder Eitelkeit eine gewisse Befriedigung gewährt. Daß aber die Eitelkeit bei diesem Treiben wirklich ihre Rechnung findet, ist der schlagendste Beweis dafür, daß die conventionellen Lügen der gesellschaftlichen Phraseologie von dem Geschmeichelten selbst keineswegs durchweg als Unwahrheit aufgenommen werden, und hiermit ist dargethan, daß bei diesen conventionellen Lügen die Bedingung unerfüllt bleibt, unter der allein die Lüge unschuldig ist, die Bedingung nämlich, daß Niemand durch die Lüge getäuscht wird. Die durchgängige Heuchelei des gesellschaftlichen Lebens dagegen ist nicht blos als Lüge an und für sich verwerflich, sondern sie ist es doppelt, weil jene allgemeine Eitelkeitsversicherung auf Gegenseitigkeit der widerliche Dünger ist, der die Eitelkeit der Menschen immer geiler ins Kraut schießen läßt. Darum ist jede Reform in den Formen unseres geselligen Verkehrs von sittlicher Bedeutung, welche eine Phrase aus der Welt schafft und das Benehmen zur Gradheit und Wahrhaftigkeit zurückführt, und ist auch der kleinste Schritt in dieser Hinsicht willkommen zu heißen (z. B. die in den letzten Jahrzehnten durchgedrungene Beseitigung der Prädikate Wohlgeboren und Hochwohlgeboren und der Versicherungen des Gehorsams und der Verehrung bei der Unterschrift eines Briefes).

Daß aber ein edler Anstand, verbunden mit echtem Zartgefühl, sehr wohl ohne Lüge und Heuchelei möglich ist, und daß die Ausmerzung der Lügenhaftigkeit aus der Geselligkeit sehr wohl ohne Rückfall in Rohheit und Plumpheit vor sich gehen kann, bedarf wohl kaum des Beweises. Dem Deutschen liegt ohnehin jene Phraseologie und Heuchelei ferner als den Franzosen, der in ihr sein Lebenselement findet. Bei uns ist diese gesellige Gleißnerei wesentlich ein Rest wälscher Unsitte, die durch die Nachäfferei des Französischen in den beiden letzten Jahrhunderten bei uns eingedrungen ist. Der Theil der Gesellschaft, der sie aufrecht erhält, ist das weibliche Geschlecht, das bekanntlich zum französischen Nationalcharakter eine gewisse Wahlverwandschaft hat, weil es die Eitelkeit und die Neigung zu Verstellung und zum Komödiespielen mit ihm theilt. Beide Charakteranlagen finden aber bei Aufrechterhaltung der allgemeinen Komödie der Gesellschaft ihre Rechnung, und darum zeigt sich auch, daß in Deutschland ein ganz anderer, natürlicherer und wahrhafterer Ton der Unterhaltung angeschlagen wird, sobald nur Männer unter sich sind, als wenn beide Geschlechter gemischt sind. In Frankreich dagegen ist der männliche Theil der Gesellschaft fast ebenso lebhaft und passionirt, wie der weibliche, an der allgemeinen Schmeicheleiversicherung auf Gegenseitigkeit betheiligt, und die Virtuosität, womit dort diese gegenseitige Kitzelung der Eitelkeit cultivirt wird, macht dem Franzosen sein Vaterland doppelt theuer, weil er diesen seinen höchsten Lebensgenuß vermißt, wenn er in ein Land kommt, wo die Männer ihm keine, oder gar plumpe (d. h. ihm keine Illusion der Wahrheit erweckende) Schmeicheleien sagen. Für die deutsche Cultur ist die Rückkehr der Frauen von der conventionellen Heuchelei zu größerer Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit geradezu eine Lebensfrage geworden, denn da die Männer-

welt sich mehr und mehr von dieser französirenden Salonkomödie abgestoßen fühlt, so droht der schon jetzt zwischen beiden Geschlechtern klaffende gesellschaftliche Riß eine unheilvolle Trennung herbeizuführen, wenn die Frauenwelt nicht auch die Wiederentfremdung von wälscher Sitte mitmacht. Grade die Männer von besserem Gehalt werden gezwungen aus dem Salon in die Kneipe zu flüchten, ein Tausch, der zum System erhoben, nicht minder von nachtheiligen Folgen für die Cultur unseres Volkes sein würde.

Zu der conventionellen Lüge der gesellschaftlichen Heuchelei kommt ferner die der kirchlichen und politischen Heuchelei hinzu, um den Wahrheitssinn des Einzelnen durch den Anblick eines allgemein gebilligten Lug- und Trugsystems und eine starke Nöthigung zur activen Theilnahme an demselben zu untergraben. Wenn die Heuchelei des geselligen Verkehrs noch Vertheidiger finden konnte, welche ihr einen unschuldigen Charakter zu vindiciren suchten, so ist dies bei der kirchlichen und politischen Heuchelei nicht mehr möglich; hier bleibt nur noch die Wahl, entweder die Existenz der sogleich näher zu bezeichnenden Zustände zu leugnen, indem man den Kopf unter den Flügel steckt, oder aber die Lügenhaftigkeit unserer kirchlichen und politischen Zustände durch Opportunitätsgründe zu rechtfertigen.

In kirchlicher Hinsicht befinden wir uns in einer noch weit heftigeren und radicaleren Gährungsperiode, als das Reformationszeitalter war; die überlieferten Formen des Kirchenthums prallen mit den entgegengesetzten Tendenzen der neueren Staats- und Gesellschaftsentwickelung zu einem erbitterten Kampfe zusammen, und die bisher benutzten dogmatischen Gefäße für den Inhalt des religiösen Bewußtseins wollen sich mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart nicht mehr vertragen, ohne daß vorläufig abzusehen wäre, woher die neuen Fässer genommen werden sollten, in die der neue Wein gefüllt werden könnte. Die Wirkungssphäre der Kirche wird durch Staat und Gesellschaft immer mehr beschränkt, die bisherigen Dogmen dem Fortschritt des wissenschaftlichen Bewußtseins gegenüber immer unmöglicher. So dringt ein doppelter Zwiespalt in jede Hütte und jeden Palast; mit tausend sichtbaren und unsichtbaren Armen sucht das Hergebrachte den Menschen in seinem Kreise festzuhalten, aber durch tausendmal tausend Kanäle sickert das zersetzende Ferment des Fortschritts in alle Fugen des Gebäudes. Selbst die Gläubigsten sind nicht mehr unberührt von der Morgenröthe der Aufklärung, und der katholische Bauer würde sich sehr wundern, wenn man ihm zeigen könnte, für wie viele Fragen sein Kopf bereits eine ganz andere Lösung acceptirt hat, als sie in der Lehre seiner Kirche, der er treu anzuhängen wähnt, vorgeschrieben ist. Beim städtischen Bürger ist die Differenz seines wirklichen Glaubens von der Glaubenslehre derjenigen Confession, zu der er nominell gehört, meistens schon sehr erheblich, bei dem Gebildeten aber besteht ein so schroffer Gegensatz zwischen seiner Weltanschauung und der Kirchenlehre, daß nur noch ein gewaltsames Verschließen der Augen gegen den Widerspruch, in dem das Leben sich bewegt, möglich ist. Dieses gewaltsame Verschließen der Augen dagegen, daß die ganze Zugehörigkeit zur Kirche thatsächlich eine Lüge geworden ist, ist selbst nur wegen eines erschreckenden Mangels an Wahrheitssinn möglich; denn ein einigermaßen kräftiger Wahrheitssinn duldet nicht, daß man auf diese Weise sich selbst beschwindelt. Bei schärfer entwickeltem Verstande ist aber auch das deutliche Bewußtsein vorhanden, daß die eigenen Ansichten in den mächtigsten und entschiedensten Punkten im Gegensatz zur Kirche stehen, aber aus äußeren Rücksichten wird nun doch eine innere Zugehörigkeit zur Kirche erheuchelt. Bald ist es die Rücksicht auf die Eltern oder auf die Frau Schwiegermutter, oder auf eine Erbtante, bald die Liebe zum ehelichen Frieden, bald der Zwang des Staatsamtes und seine außerordentlichen Ansprüche, bald die Furcht, den Kindern durch Ausschließung derselben aus der Kirche ihre künftige Laufbahn zu erschweren, bald die Absicht, dem Pöbel, für den der kirchliche Schwindel nöthig sei, ein gutes Beispiel zu geben, bald endlich (besonders bei Frauen) die Besorgniß, mit der Kirchlichkeit der Erziehung eines der wirksamsten Mittel zur Aufrechterhaltung der Autorität unter den Kindern einzubüßen, was zu einem Festhalten an den Formen confessioneller Frömmigkeit Anlaß gibt. Aber alle diese Rücksichten können die

Verlogenheit eines solchen Verhaltens nicht entschuldigen, um so weniger als es sich um das Gebiet des religiösen Bewußtseins handelt, wo das Höchste und Heiligste gepflegt und der edelste und erhabenste Trieb nach Wahrheit (das metaphysische Bedürfniß) in der lautersten Weise genährt und entwickelt werden soll. Alle momentanen und äußerlichen Vortheile, welche durch ein so frivoles Spiel mit dem Allerheiligsten des Menschenherzens erlangt werden können, verschwinden vor dem Schaden, welchen die Seele durch diese Schädigung des Wahrheitssinnes in seiner edelsten Gestalt nimmt, und alle Bequemlichkeiten bei der Erziehung von Völkern und Kindern müssen zurücktreten vor den furchtbaren Folgen, wenn die Völker oder Kinder eines Tages dahinter kommen, daß ihre Führer und Erzieher sie auf die frivolste und nichtswürdigste Weise betrogen haben, wie eine gewissenlose Amme, die dem Säugling Opium gibt, um sich vor demselben momentane Ruhe zu verschaffen. Wenn sie ihre ganze Scheu und Ehrfurcht vor dem Heiligthum der tiefsten Wahrheit von Denjenigen, denen sie Pietät und Vertrauen entgegenbrachten, schnöde gemißbraucht sehen, und behufs ihrer bequemeren Gängelung auf Dogmen gerichtet finden, die dem Leitenden selbst nicht mehr als wahr gelten, so ist es wahrscheinlich kein Wunder, wenn sie alle Liebe und allen Glauben an Wahrheit überhaupt nun auch ihrerseits über Bord werfen, und gleichfalls in frivolem Cynismus sich der weltlichen Verlogenheit in die Arme stürzen. Die besten und edelsten Naturen aber werden, wenn sie hinter den ungeheuren an ihnen verübten Betrug kommen, von einem gerechten und heiligen Zorn über die falschen Vormünder und Erzieher entbrennen, die den empfänglichen Sinn ihrer Kindheit und Jugend mit Märchen vollgepfropft haben, von denen sich wieder zu befreien, ein die beste Geisteskraft verzehrendes Ringen erforderlich ist.

Das mögen diejenigen Regierenden und Eltern wohl in Erwägung ziehen, welche selbst dem Glauben entfremdet und für ihre Person vielleicht schon außer Beziehung zur Kirche getreten, doch der Ansicht huldigen, daß für das regierte Volk oder für die zu erziehenden Kinder die fernere Erziehung in christlicher Weltanschauung und christlicher Frömmigkeit nöthig oder doch nützlich sei!

Die aber blos aus Mangel an Muth oder Initiative im alten Schlendrian bisher mit fortgeschlendert sind, die mögen sich erschreckend klar machen, welch eine furchtbare sittliche Verantwortlichkeit sie auf sich nehmen, indem sie ihren Kindern gegenüber auf dem Gebiete der heiligsten und höchsten Wahrheit mit systematischer Verlogenheit verfahren. Jetzt, wo nach Einführung der bürgerlichen Civilstandsregister Niemand mehr zu Cultushandlungen gezwungen werden kann, ist der äußerlich declarirte Austritt aus der Kirche für alle diejenigen, die in unzurechnungsfähigem Alter (nämlich während ihrer Minderjährigkeit, wo sie nicht einmal die kleinste Geldschuld rechtsgültig contrahiren konnten) in die Kirche hineingeschmuggelt oder hineingepreßt sind, in der That als indifferent zu bezeichnen; denn eine solche äußerliche Ueberstülpung der Confessionalität spricht so sehr allen modernen Rechtsbegriffen Hohn und ist in sich so nichtig und ungültig, daß es in geistiger Beziehung gar keiner formellen Rückgängigmachung eines an und für sich nichtigen Aktes bedarf. Nur wer im majorennen Alter durch dauernde Theilnahme am kirchlichen Leben seine frühere Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft nachträglich ratificirt, nur von dem kann mit Recht die Zugehörigkeit zur Kirche präsumirt werden, und darum ist eine solche dauernde Theilnahme an Cultushandlungen für jeden, der innerlich nicht zur Kirche gehört, eine fortgesetzte religiöse Heuchelei, eine Lüge der verwerflichsten Art, weil eine Verletzung des Wahrheitssinnes auf seinem edelsten Gebiet.

Noch verwerflicher aber ist es, seine Kinder im christlichen Glauben und christlicher Frömmigkeit erziehen zu lassen*), wenn man selbst sich innerlich und vielleicht auch schon äußerlich vom Christenthume abgewendet hat; diese Lüge hat zwar als blose Zulassung

*) Die Information reiferer Kinder über den Vorstellungskreis des christlichen Religionssystems gehört dagegen nothwendig zur allgemeinen Bildung, ein nicht erbaulicher, sondern rein lehrhafter Religionsunterricht ist daher nicht zu entbehren.

einen mehr passiven Charakter, aber sie ist um so schändlicher, weil sie die anvertrauten Kinderseelen betrifft, gegen welche die sittliche Verantwortung noch weit ernster und heiliger genommen werden muß, als die gegen sich selbst.

Nun sehe man sich in der Welt um, wie viel und wie schwer aus Faulheit, Bequemlichkeit, Aengstlichkeit, Feigheit, Dummheit und Mangel an Wahrheitssinn gegen diese sittlichen Grundsätze gesündigt wird, wie die religiöse und kirchliche Heuchelei in ihrer activen und passiven Gestalt, als Lüge und als Zulassung der Lüge, als Verstellung und als Duldung falscher Schlüsse aus dem stillschweigenden Verhalten gesündigt wird. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß zwei Drittel unserer gebildeten Männerwelt und ein kleiner Bruchtheil der gebildeten Frauen gegen die Wahrhaftigkeit auf religiösem Gebiet in einer oder mehreren der angeführten Arten verstoßen. Nirgends aber bewahrheitet sich der Fichte'sche Satz, daß die Feigheit die Mutter der Falschheit ist, schlagender, als auf diesem Gebiet, wo als das Hauptmotiv für die meisten der zur Schau getragenen oder stillschweigend zugelassenen Lügen die **Feigheit** gelten kann, welche sich fürchtet gegen den mächtigen Popanz der Convenienz zu verstoßen. Auch auf religiös-kirchlichem Gebiete ebenso wie auf gesellschaftlichem ist das Resultat unserer Betrachtung eine abstoßende Verlogenheit unserer gegenwärtigen Zustände; während auf diesem der Hauptantheil der weiblichen Eitelkeit zufiel, sind auf jenem die Männer die Hauptträger der Unwahrhaftigkeit, weil der große Conflict des Alten und Neuen sich in ihnen weit schärfer ausprägt als in den Frauen, deren Mehrzahl auch in den gebildeten Ständen **gedankenlos** am Alten hängt und auch **gar nicht die Fähigkeit** besitzt, sich die fraglichen Widersprüche klar zu machen oder gar zu einer sicheren subjectiven Entscheidung des Conflicts zu gelangen.

Ein drittes Gebiet, wo die Unwahrhaftigkeit unserer modernen Zustände für den unbefangenen Beobachter klar zu Tage tritt, ist das **politische Leben**. Die öffentliche Seite desselben fällt fast ausschließlich den Männern zu, und das schöne Geschlecht ist hier vorläufig auf die Zwischenactsintrigue hinter den Coulissen beschränkt; die Art, wie letztere geführt wird, beweist zur Genüge, daß, wenn es den Weibern gelänge, an der öffentlichen Politik ihren Antheil zu erhalten, die Verlogenheit der letzteren noch auf einen ganz anderen Grad steigen würde.

Wer vom doctrinären Standpunkt der preußischen Fortschrittspartei, die von der alleinseligmachenden Kraft des Parlamentarismus überzeugt ist, oder vom Standpunkt nationalliberalen Entzückens darüber, wie wirs so herrlich weit gebracht, meine Bemerkungen über die Verlogenheit unseres politischen Lebens liest, der wird sich freilich verwundert die Augen reiben. Aber gerade der Parlamentarismus mit seiner Installirung des oratorischen Parteikriegs hat die bisher blos auf dem Felde der äußeren Politik in der Diplomatie bestehende Verlogenheit auch in die innere Politik übertragen, und der Nationalliberalismus braucht doch nur sich zu vergegenwärtigen, wie sehr es ihm an Muth fehlt, seinen Uebergang vom abstrakten liberalen Doctrinarismus zu einer vernünftigen realistischen Compromißpolitik offen einzugestehen, und wie sehr er sich gleißnerisch bemüht, seine ganz sachgemäßen Compromisse nachträglich zu den wahren Forderungen der liberalen Doctrin aufzuputzen.

Wenn ich die **bodenlose Verlogenheit unserer Tagespresse** in allen Parteischattirungen erwähne, so brauche ich kaum einen Widerspruch zu gewärtigen, aber Wenige denken daran, daß diese Verlogenheit der **Parteiblätter** doch nur ein Ausfluß von der Verlogenheit der **Parteipolitik** ist, die nur in der Anonymität der Presse ihren ungenirtesten Tummelplatz hat. In der Presse wird nach dem jesuitischen Grundsatz verfahren: calumniare audacter; semper aliquid haeret. Die Oppositionsparteien veröffentlichen Lügen, um aus der Abfassungsform der officiösen Dementis weitere Angriffspunkte herauszuinterpretiren; die Regierungspartei läßt Lügen drucken (ballons d'essay), um aus der Aufnahme, welche dieselben bei den anderen Parteien finden, zu schließen, welche Aufnahme gewisse Maaßregeln finden würden. Jedes Blatt rechnet auf die rasche Vergeßlichkeit seiner Leser, sowie darauf, daß die Mehrzahl derselben nur

die eine Zeitung liest, also die Frechheit ihrer Lügen nie recht erfährt. Wer aber viele Zeitungen vergleicht, der sieht doch bald, daß sie einander nicht viel vorzuwerfen haben. Das Publikum andrerseits hat sich an die Verlogenheit der Presse so gewöhnt, daß ihm ebenso der Unwille, wie dem Zeitungsschreiber die Schaam über dieselbe abhanden gekommen ist; ja sogar der schlechtere Theil des Publikums ist schon soweit gesunken, daß er lieber belogen sein, als die beliebten Sensationsnachrichten entbehren will, was natürlich die Redaktionen nicht außer Acht lassen. Diese corrumpirende Wechselwirkung zwischen Presse und Publikum ist am weitesten in Frankreich gediehen; aber auch in Wien kann man erleben, daß eine Preßproceßjury die Verleumdungsklage eines Privaten abweist, weil, wenn solche Empfindlichkeit allgemein würde, die Redaktionen ja bald nicht mehr wissen würden, wie sie es ungestraft anfangen sollten, dem Wiener seine kleine pikante Skandalgeschichte zum Morgenkaffee zu serviren.

In der äußeren Politik beginnt die Heuchelei schon damit, daß von allen Seiten der Schein erweckt wird, als ob ein Rechtsverhältniß und sittliche Beziehungen der Staaten zu einander anerkannt und vorausgesetzt würden, während doch jeder Staat die reservatio mentalis macht, daß er alle Verträge nur so lange hält, als es ihm vortheilhaft ist. Letzteres ist auch das allein richtige und allein patriotische Verhalten der Regierungen, da zwischen souveränen Staaten nur der Naturzustand, d. h. der Krieg Aller gegen Alle mit Waffenstillständen aus Opportunitätsrücksichten, besteht.*) Aber eben die von der conventionellen diplomatischen Heuchelei erzeugte und von einer irregeleiteten öffentlichen Meinung stürmisch geforderte Fiction eines gar nicht vorhandenen Rechtszustandes wirkt darauf zurück, die internationalen Beziehungen so durch und durch verlogen zu machen. Jeder Staat sucht seine Zukunftspläne zu verheimlichen und leugnet sie officiell ab; aber die meisten haben Zukunftspläne, in denen die Erstarkung der eigenen Macht auf Kosten der politischen Existenz anderer Staaten, oder doch wenigstens auf Kosten ihrer Einheit, ihrer Macht oder ihres Einflusses das Ziel ist. Seitdem die öffentliche Meinung politischen Einfluß erlangt hat, bemühen sich die meisten Staaten, diese öffentliche Meinung für sich einzunehmen und gegen ihre politischen Gegner aufzuhetzen, als Mittel hierzu wird die ganze Verlogenheit der Presse in Bewegung gesetzt, und Meister in diesen Täuschungen ist noch immer das Land, dem es in unbegreiflicher Weise so lange Zeit gelungen ist, die öffentliche Meinung zu düpiren, und dessen Presse an Verlogenheit derjenigen der anderen Länder den Rang abgelaufen hat. Eine verhältnißmäßig wahrhafte Diplomatie verfolgen kann nur ein Staat, der sich stark genug fühlt, jedem feindlichen Angriff gewachsen zu sein, hinreichend groß und genügsam, um nach keiner Gebietsvergrößerung mehr zu verlangen und bescheiden genug, um keine Präponderanz über andere Staaten, also auch kein Mitreden in deren inneren Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen. In dieser Lage ist jetzt das deutsche Reich, und darum kann seine Politik so ehrlich sein im Verhältniß zu der seiner Nachbaren. Aber auch die Preußische Politik bis zur Gründung des deutschen Reiches konnte relativ wahrhaft sein, weil die preußische Regierung nicht ungeduldig war, sondern die Zeit der Erfüllung ihrer deutschen Mission ruhig abwarten konnte, überzeugt, daß nichts sie mehr in ihrer Aufgabe fördern würde, als die Fehler ihrer Gegner.

Aehnlich wie die Stellung der Staaten zu einander ist die Stellung der Parteien zu einander innerhalb eines Staates. Zwar begründet hier die Verfassung nebst den sie ausbauenden Gesetzen einen Rechtszustand; aber indem dieser Rechtszustand kein unabänderlicher ist, sondern durch die politische Macht jederzeit der rechtlichen Modification fähig ist, wird der Kampf der Parteien zu einem Ringen um die Macht der Rechtsumgestaltung. Werden durch die bestehenden Zustände der rechtmäßigen Modification der Gesetze und der Verfassung die Wege versperrt, so bleibt darum eine wesentliche Machtverschiebung unter den politischen Faktoren doch nicht einflußlos; vielmehr sammeln sich die umgestaltenden Tendenzen unter dem Druck eines starken Widerstandes so lange

*) Vergl. A. Lasson, „Princip und Zukunft des Völkerrechts", sowie meine „Ges. Studien und Aufsätze." A. VI.

auf, bis die Kraft ihrer Spannung den Widerstand übersteigt. Je stärker die Spannung hat anwachsen müssen, ehe sie sich durch Realisirung ihrer Tendenzen entladen konnte, desto explosiver wird die endliche Umgestaltung, desto mehr gleicht die Reform der Revolution. Auf alle Fälle aber stellt sich nach der Katastrophe ein den neuen Machtverhältnissen besser angepaßter Gleichgewichtszustand her, der sich als neuer Rechtzustand, beziehungsweise als abgeänderte Verfassung fixirt.*) Der Kampf der Parteien dreht sich also (mit Ausnahme der parlamentarischen Controle der Verwaltung) ausschließlich um Machtfragen, nicht um Rechtsfragen, nämlich um die Erlangung der Macht, den bestehenden Rechtszustand im Sinne der Parteitendenzen zu modificiren. Dieses so natürliche und selbstverständliche Sachverhältniß wird aber von den Parteien auf das Sorgfältigste verheimlicht und vertuscht. Alle Parteien geben sich vielmehr den Anschein, nur den bestehenden Rechtszustand aufrechterhalten, gegen Mißdeutung schützen, und durch bessere Detailbestimmungen oder klarere Fassung des Wortlauts interpretiren zu wollen. Bei dem Streit für oder gegen ein neues Gesetz bemühen die Parteien sich, nachzuweisen, daß das fragliche Gesetz durch die Consequenzen des bestehenden Verfassungs- und Rechtszustandes gefordert oder ausgeschlossen sei; in Wahrheit aber kämpfen sie nur deshalb für oder gegen das Gesetz, weil dessen Annahme oder Ablehnung eine ihren Parteizielen entsprechende oder widersprechende Veränderung des Rechtszustandes herbeiführen oder abwehren würde. Dabei werden die eigentlichen Parteiziele von denjenigen Parteien, die überhaupt klar bestimmte Ziele haben, sorgfältig verheimlicht, und während ihr ganzes Verhalten zu allen auftauchenden politischen Fragen durch die Beziehung derselben zu diesen letzten Parteizielen bestimmt ist, suchen sie statt dieses wahren Bestimmungsgrundes ihres Verhaltens irgend welche andere vorzuspiegeln, namentlich solche, die den augenblicklich die öffentliche Meinung beherrschenden Vorurtheilen zu schmeicheln geeignet sind. So sind alle Debatten der Parteien innerhalb wie außerhalb des Parlaments (ausgenommen diejenigen, welche zur Abklärung der streitigen Ansichten über technische Fragen dienen) eigentlich leere Spiegelfechtereien, bei denen die wahren Ziele und Bestimmungsgründe verheimlicht, und durch oratorische Scheingründe ersetzt werden. So z. B. ist die Linke der meisten Parlamente in Monarchien republikanisch gesonnen, und beurtheilt alle Fragen darnach, ob sie zur Verbreitung der Republik vortheilhaft sind oder nicht. Die Krone aber in solchen Ländern läßt sich oft genug durch die Furcht vor dem Kryptorepublikanismus der Linken bestimmen, sachlichen Fortschritten ihre Zustimmung zu verweigern, blos weil sie dieselben von der Linken gefordert sieht und deshalb fürchtet, daß dieselben den geheimen antimonarchischen Tendenzen Vorschub zu leisten geeignet sein müssen. — Die Regierung ist ferner oft genug außer Stande, ihr Verhalten in der auswärtigen Politik vor dem Parlamente zu rechtfertigen, weil sie sich durch ein solches vorzeitiges Aufdecken der Karten ihr Spiel verderben würde; die Folge davon ist, daß sie sich durch den Parlamentarismus gezwungen sieht, ihr Verhalten mit falschen Scheingründen zu vertheidigen.

Die verlogenste aller Parteien ist die ultramontane; denn ihr Parteispiel ist die absolute Intoleranz und die Alleinherrschaft der römischen Kirche, sie sucht dasselbe aber dadurch zu fördern, daß sie die Fahne der Freiheit voranträgt, um ihre propagandistischen Agitationen von jeder Beschränkung zu entfesseln. Sie nimmt daher die Maske des Liberalismus vor, benutzt die von der freien Verfassung der modernen Staaten gebotenen Handhaben (allgemeines Wahlrecht, freies Vereinsrecht, freie Presse u. s. w.), trotzdem daß alle diese Institutionen von ihrem unfehlbaren Oberhaupt als Teufelswerk verflucht sind, und sucht mit Hilfe der politischen Freiheit eine Position zu erobern, von der aus sie den Fluch der Kirche durch Vernichtung aller dieser Freiheiten vollstrecken kann. — Verhältnißmäßig am ehrlichsten kann eine Partei auftreten, und ihre Tendenzen enthüllen, deren Ziele theils noch unklar und nebelhaft sind, theils so weit von den bestehenden Zuständen abliegen, daß eine Verwirklichung derselben entweder erst in einer nicht abzusehenden Zeit, oder aber durch Revolution denkbar ist. In dieser Lage befindet

*) Vergl. „Lassalle Ueber Verfassungswesen“, ein Vortrag Berlin 1862.

sich bei uns die socialdemokratische Partei; die Neigung derselben zur Verlogenheit ist mindestens ebenso groß als die der übrigen Parteien (wie sich an ihrer entstellenden Kritik des Verhaltens der Regierung und der übrigen Parteien zu ihr zeigt) und sie würde sofort in der nämlichen Weise wie bei den anderen Parteien hervortreten, so wie sie in die Lage käme, ernsthaft an der Verwirklichung ihres Programmes durch Reformen mitzuwirken.

Die Unwahrhaftigkeit unseres politischen Lebens ist nach alledem eine solche, die weniger den handelnden Persönlichkeiten zur Last zu legen ist, als sie durch unsere gegebenen politischen Zustände bedingt erscheint. In der äußeren Politik ist es die Unfertigkeit des europäischen Staatensystems, das zur Abrundung in große nationalgeschlossene und nach keiner Gebietserweiterung mehr lüsterne Nationalstaaten drängt; in der innern Politik ist es die Oeffentlichkeit der Erwägungen über die zu treffenden Maaßregeln, die oratorischen Schaustellungen der Parlamente und das Buhlen um die Dirne „öffentliche Meinung", was die Verlogenheit unserer Zustände herbeigeführt hat. Der Einzelne kann wohl mehr oder minder maaßvoll sein, wenn er einmal an der Spiegelfechterei des parlamentarischen Lebens Theil nimmt, er kann es aber nicht wagen wahrhaft zu sein, wenn er nicht unter allgemeiner moralischer Entrüstung vor die Thür gesetzt werden, oder doch eine höchst gefährliche politische Verwirrung anrichten will. Der Wahrhafte würde das enfant terrible seiner Partei, oder wenn er keiner Partei angehört, für alle Parteien sein; er würde seinen Wählern unverständlich bleiben und keinesfalls von ihnen zum zweiten Mal mit ihrer Vertretung betraut werden. Ein Mann, der die Fähigkeit zur politischen Wirksamkeit in sich fühlt, hat daher nur die Wahl, entweder auf die Ausübung dieser Fähigkeit oder bis zu einem gewissen Grade auf die Wahrhaftigkeit zu verzichten. Würden alle hervorragenden Persönlichkeiten sich aus sittlichen Gründen für die erstere Seite der Alternative entscheiden, d. h. sich auf das Privatleben beschränken, so würden die öffentlichen Angelegenheiten ganz und gar in die Hände gewissenloser Abenteurer und eitler Schreier gerathen, und die allgemeine Wohlfahrt würde schwer unter solchen Zuständen leiden, von denen wir einen Vorgeschmack aus dem politischen Leben Frankreichs seit dem Sturz des zweiten Kaiserreiches gewinnen können. Daher ist Niemandem ein Vorwurf zu machen, der um solches öffentliches Unglück abzuwenden, lieber das Opfer bringt, mit der Unwahrhaftigkeit unseres politischen Lebens zu pactiren; nur ist zu fordern, daß er die simulatio auf ein Minimum zu beschränken sucht und so sehr als möglich bei der (moralisch unangreifbaren) dissimulatio (Zurückhaltung, Reservirtheit, Verschwiegenheit) stehen bleibt. Unsere politischen Zustände bedingen ein gewisses Maaß von Unwahrhaftigkeit und verführen zur Verlogenheit, aber sie zwingen nicht zu demjenigen Grade von Unwahrhaftigkeit und Verlogenheit, welchen unsere öffentlichen Zustände thatsächlich zeigen. Ein guter Theil derselben kommt immerhin auf die starke Verbreitung des Hanges zur Lüge, welcher die Betheiligten so leicht zur Ueberschreitung des nothwendigen Maaßes verführbar macht.

Die voranstehenden Erwägungen entrollen ein recht trauriges Bild von der Unwahrhaftigkeit und durchgängigen Verlogenheit unserer modernen Verhältnisse auf gesellschaftlichem, religiös-kirchlichem und politischem Gebiet. Indessen ist an den betreffenden Stellen darauf hingedeutet worden, daß es Ursachen geschichtlicher (also auch vorübergehender) Art sind, welche diese Verminderung der Wahrhaftigkeit auf allen Gebieten des Lebens bewirkt haben. In der gesellschaftlichen Sphäre ist es das Uebergewicht des romanischen, speciell des französischen Wesens, und die deutsche Nachäfferei fremder Sitte und Unsitte, welche durch den staatlichen Verfall Deutschlands im dreißigjährigen Kriege zu einer so bedauerlichen Höhe gesteigert wurden, gegen welche sich aber seit den Freiheitskriegen und noch mehr seit dem Kriege von 1870/71 eine entschiedene Reaction bemerkbar macht. Auf religiös-kirchlichem Gebiet ist es der ungeheure Widerstreit zwischen dem religiösen Bedürfniß, das gebieterisch auf irgend welche Weise Befriedigung erlangt und der empfundenen Unbrauchbarkeit der überlieferten religiösen und kirchlichen Formen für das moderne Bewußtsein, zwischen einem unvernünftig gewordenen Conservatismus

und einem gefühlsverletzenden Rationalismus. Auf politischem Gebiet endlich ist es der Parlamentarismus und Constitutionalismus mit seiner majorisirenden Parteiregierung und seinem Buhlen um die Gunst der öffentlichen Meinung.— Je mehr in der Gesellschaft die affectirte französische Eitelkeitständelei wieder durch deutsche Natürlichkeit und Schlichtheit verdrängt wird, je mehr der Muth einer eigenen religiösen Meinung und einer privaten Befriedigung des religiösen Bedürfnisses wachsen, und die Lösung des Widerstreites zwischen Gefühl und Verstand auf Grund einer tieferen speculativen Weltanschauung sich anbahnen wird, je mehr die Centralregierungen der Staaten von Geschäften entlastet, die aus einem gährenden Uebergangsstudium erwachsenen Parteiverhältnisse sich consolidiren und das parlamentarische Geschwätz sich discreditiren wird, desto mehr werden unsere öffentlichen Zustände an Wahrhaftigkeit und sittlichen Werthe gewinnen, und von ihrer gegenwärtigen krankhaften Verlogenheit gesunden. Der Hauptantheil in der Besserung dieser Zustände wird Aufgabe der Erziehung sein, nämlich eine Schwächung des Vorurtheils, daß eine Auflehnung gegen die unberechtigte Tyrannei der Convenienz verwerflich oder gar unsittlich sei, und eine derartige Stärkung des Wahrheitsinns und Lügenabscheus im kindlichen Gemüth, daß später der ins Leben Tretende sich mit aller Macht seines Geistes gegen das Mitmachen der conventionellen Lügen empört, und durch Beispiel und Lehre zu deren Beschränkung auf allen Gebieten mitwirkt.

Eine unerschütterliche Wahrhaftigkeit ist allein schon im Stande, uns vor dem größeren Theil sittlicher Verirrungen zu schützen. Ohne Wahrhaftigkeit hat die Treue keinen Boden, die Redlichkeit keinen Standort, der Wahrhafte ist gleich fern von Schmeichelei wie von Verläumdung, von kriechender Demuth wie von verletzender Ueberhebung, von klagender Jammerseligkeit wie von Prahlerei, von gleißnerischer Freundlichkeit wie von hinterlistiger Tücke, von Intrigue und Kabale wie von Untreue und Verrath, von Unterschlagung des Anvertrauten wie von Fälschung und Betrug. Durch Wahrhaftigkeit allein wird jene Objectivität der Beurtheilung möglich, auf der allein die Gerechtigkeit und Billigkeit beruhen kann; wenn diese das Knochengerüst, so kann jene das Mark in dem Knochengerüst der Sittlichkeit genannt werden. Nur die stete Uebung in der Wahrhaftigkeit kann jene schwierigste aller Forderungen des Wahrtssinnes erfüllen, die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst; und doch ist diese grade der unerläßliche Ausgangspunkt aller sittlichen Selbstzucht, die durch nichts unmerklicher und schlimmer gefährdet wird, als durch die Hingabe an Selbsttäuschungen über den eignen Sittlichkeitszustand, über die in der eignen Seele wirksamen Triebfedern, und über die wahren Motive des Wollens und des Handelns.

Robert Hamerling als Romancier.

Gedanken über dessen „Aspasia"

von

S. Heller.

Ein unheimliches Frösteln zieht durch den deutschen Dichterwald, daß dem harmlosen, reiselustigen Wanderer angst und bange dabei zu Muthe wird. Noch immer lassen die befiederten Sänger sich vernehmen und mehr vielleicht als jemals; aber kein schmetterndes Lied, kein schmelzender Ton dringt aus den zarten Kehlen, man hört nur jene schrillen, abgebrochenen Pfiffe beim Ein- und Ausfliegen, es ist vorsorgliche Geschäftigkeit um das kleine Nest, um die liebe Brut, was man allenthalben bemerkt, nicht heiterer Vogelsang in lauer Lenzesluft. Aus den dichten Gebüschen, woher einst im Morgenschein und Mondenglanz ihre süßen Weisen ertönten, sind die Nachtigallen ausgeflogen — vor Schrecken wohl, denn aus den halbdurchbrochenen Eierchen, auf denen sie so lange gesessen, in der guten Meinung, daß sie die ihrigen seien, gucken gar fürwitzig ganz allerliebste Kuckuksschnäbelchen hervor und Papachen ist nicht weit und bringt reichliches Futter, und bald werden Amseln und Stieglitze und was sonst den herrlichen deutschen Dichterwald belebt, aus denselben Gründen verschwunden sein und die Kuckuke werden den Frühling verfünden, aber es wird keiner kommen und die ganze deutsche Poesie wird des Kuckuks geworden sein. Aber diese Farbenpracht! Dieses Glitzern und Gleißen! Dieses fröhliche Knallen der Büchsen beim fröhlichen Jagen, ist denn das nichts? Ach, dieses grelle Farbengemisch ist des Herbstes buntes Kleid, dies untrügliche Zeichen des allmäligen Absterbens der Triebkraft in der Natur; der weiche Teppich, auf den du trittst, ist nicht frischer Rasen, sondern welkes, abgefallenes Laub; mitten durch dieses Glitzern und Gleißen siehst du die feinen weißen Fäden ziehen, den zudringlichen Altweibersommer, den Vorboten der regelrecht krystallisirten, alles Leben ertödtenden Schneeflocken. Und sieh einmal dort die Männer, die des edeln Waidwerks pflegen, wie verstohlen sie im Gestrüppe kauern! Himmel, was für confiscirte Gesichter! Wildschützen sinds, die nichts von einer Schonzeit, nichts von echter Jagdfreude wissen; bittere Armuth hat sie aus ihren niedrigen Hütten aufgescheucht, um hier ein Häslein, dort, wenn es gut geht, einen Rehbock zu erlegen, keine Trophäen bringen sie heim, sondern einen saftigen Braten oder das Geld, den halben Preis, um den sie ihre Beute verschachert bei irgend einem Gastwirth, der gute Geschäfte damit macht. Und wehe dem herrschaftlichen Jäger, wenn die verwegenen Gesellen ihm etwa begegnen, sie hassen den wirklichen Forstmann und jagen ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit die Kugel mitten durch's Herz.

Doch wäre dieser Zustand noch lange der schlimmste nicht, denn andre Zeiten, andre Vögel! und wie jene müssen auch diese kommen. Das Gefährliche im gegenwärtigen Zustande dieses unsres Zauberwaldes ist, daß die Sänger selbst diese Metamorphose in sich erleben, daß fast jeder von ihnen mit der Lyrik anfängt, sich dann auf das Epos wirft,

es mit dem Drama versucht und nach allerlei muntern oder verzweifelten Kreuz- und Quer-Sprüngen auf den mannigfaltigsten Grenz- und Zwischengebieten von Poesie und Prosa endlich mit beneidenswerth resoluter Energie ganz und gar der Romanschreiberei und den Leihbibliotheken verfällt. Nun ist der Roman als Kunstgattung gewiß sehr hoch zu halten, nicht als modernes Epos wie unsre unverbesserlichen Romanschmierer uns so gern glauben lassen möchten, sondern als der Triumph echter Künstlerschaft über den sprödesten und widerstrebensten Stoff, über das Treiben und Weben der Gegenwart oder doch der gemeinen Wirklichkeit. Allein das fabrikmäßige Liefern der Romane, wie es gewisse Druckerpressen in Leipzig und Stuttgart mit staunenswerther Systematik betreiben, macht aus dem vielleicht schwierigsten dichterischen Probleme ein geradezu verächtliches Handwerk. Es ist Pflicht der Kritik zu warnen, so lange Warnung noch fruchten kann und bei solchen, die der Warnung bedürfen, und diese beiden Fälle treffen bei Hamerling zusammen.

Als er noch sann und minnte, als er das Schwanenlied der Romantik sang, durfte man sich aufrichtig über sein schönes Talent freuen, sanfte Empfindungen in anmuthigster Form darzustellen. Glückliche Bilder, helle Phantasie und ein oft perlender Wohllaut zeichnen diese seine Gedichte aus, kein Flug in's Erhabene und Grenzenlose, keine Tragik der Gedanken und Gefühle, sondern überall die holde Schranke formenreiner Schönheit, ein Schwelgen in den verschwenderisch ausgegossenen Reizen des südlichen Himmels an der Adria, keine Kraft, aber ausnehmende Feinfühligkeit des Ausdrucks wie des Gemüthes. Da führten ihn seine Beschäftigungen als Gymnasial-Lehrer auf einen Stoff, dem seine zartbesaitete Seele nicht gewachsen war, auf den Nero. Zu den Zeiten Lessing's oder Goethe's und selbst noch in den 40er Jahren wäre sein „Ahasverus in Rom" auf den allgemeinen Widerstand eines soliden und geläuterten Geschmackes gestoßen; in unsern Tagen erschien das Sujet zeitgemäß und überraschte zugleich durch eine virtuose Technik der Schilderung, welche immer besticht und von den Meisten für das Wesentliche eines erzählenden Gedichtes gehalten wird. Dem Einsichtigern konnte nicht entgehen, daß hier ein Rückschritt vorlag, daß Hamerling seine Begabung forcirt hatte, daß das einzige Kennzeichen aller wahren Poesie, das seelische Element fehlte, daß diese wüste Anhäufung von Gräueln, dieses Beschreiben des Unbeschreiblichen, dieses Ausdrücken des Pinsels auf die Leinwand, alles eher als das Gepräge eines Kunstwerkes an sich trug. In Norddeutschland schüttelte die bedächtigere Kritik denn doch ein wenig den Kopf, dieses ewige Bildern und Schildern erschien einigermaßen verdächtig. Die Süddeutschen dagegen glaubten alles Ernstes einen neuen Klassiker entdeckt zu haben, ja ein Kritiker entblödete sich nicht, Hamerling mit keinem Geringern als mit Goethe auf gleiche Höhe zu stellen.

Hamerling hätte ein Gott sein müssen, um von so viel Schmeichlerstimmen nicht berückt zu werden; übrigens verschmähen auch die Götter keine Huldigungen und wäre es auch nur Rauch und Fettdampf, wenn es nur ad mojorem gloriam geschieht. Sein zweites Epos „der König von Sion" bewies indeß gleich, daß auch nicht ein Tropfen Goethe'schen Wesens in Hamerling's Adern floß. Ich kenne diese Gesänge nur in der ersten Ausgabe, bin aber, obwohl Hamerling seine neuen Ausgaben „verbesserte" zu nennen beliebt, fest überzeugt, daß an einem poetischen Werke nichts weiter zu verbessern ist, da der erste glückliche oder unglückliche Wurf ein und für allemal entscheidend bleibt. Goethe ging darin so weit, einen ihm nachgewiesenen Siebenfüßler in Hermann und Dorothea nicht zu ändern; eigentlich verbessern läßt sich an einem Gedichte, das dem Herzen entstammt, so wenig, als eine Grundeigenschaft einer geometrischen Figur durch eine andere ersetzen. So ist es denn gewiß auch Hamerling nicht gelungen, aus dem Karten- und Opernkönig, zu dem er seinen Schneidergesellen Jan von Leyden gemacht, einen Helden zu drechseln, denn für einen lebenskräftigen Bankert giebt es eine Postlegitimation durch die Ehe, und so sind alle Wildlinge, mächtiger Genien: die Moor, die Götz, die Faust später als klassische Schöpfungen anerkannt worden; was aber unfähig zu athmen auf die Welt kommt, dem helfen die kostbarsten Purpurwindeln, in die es etwa gewickelt wird, nicht zur Daseinsberechtigung. Auch diese Verirrung Hamerling's

fand jedoch vielen Beifall, und abermals darf man sich nicht wundern, wenn der Verfasser sich von jetzt an ermuthigt fühlte, jeden Einfall, jeden Halbgedanken rasch zum Eigenthum der deutschen Lesewelt zu machen, sodaß der „Teut“ und „die sieben Todsünden“, zwei ganz insipide Sachen, nicht nur erschienen, sondern mitunter gar als kleine Meisterwerke angepriesen wurden. Bei der ganz verunglückten Tragödie „Danton und Robespierre“ mußte man freilich in hohem Grade stutzen, denn hier zeigte sich auf einmal, daß Hamerling bereits der einfachste Sinn für die Form vollständig abhanden gekommen war.

Und nun hat er den folgenschwersten, den verhängnißvollsten Fehler begangen, in den ein Schriftsteller verfallen kann, er hat sich vom bösen Feinde Reclame aus der sichern Verschanzung seines engbegrenzten, aber auf diesem kleinen Felde zuverlässigen Talentes auf das unübersehbare, flache Gebiet des Romans hinauslocken lassen, wo selbst Lorbeeren zu ernten in den seltensten Fällen rühmlich, eine Niederlage zu erleiden für einen Autor von Namen jederzeit gefährlich ist. Alle großen Romanciers und Novellisten nämlich sind ohne Ausnahmen nur dies gewesen oder haben doch mit Anderem kein Glück gemacht. Wer kennt die „Numancia“? Wer die „Fiammetta“? Wer die „Adelchi“? Aber der Don Quijote, das Decameron, die „Promessi sposi“ haben die Namen des Cervantes, des Boccaccio, des Manzoni unsterblich gemacht. Walter Scott und Dickens hielten sich fast ausschließlich an ihr eigenstes Fach, so auch die ältern englischen Romandichter. Schiller wußte ganz wohl, was er that, als er den Geisterseher liegen ließ, und Alles in Allem genommen hätten der Meister und die Wahlverwandtschaften allein Goethe's Namen nicht durch die Jahrhunderte getragen. Jede Kunst will eben frisch geübt sein und nichts ist falscher, als die allgemeine Meinung, daß der bloße rasche Einfall genüge, um ein bedeutendes Dichterwerk zu schaffen. Ferner fordert der Roman tiefe Kenntniß des Lebens und der Dinge. Die Deutschen haben das ziemlich regelmäßig verkannt und gleich der Beginn des deutschen Romans weist hierin genug Fehlgriffe auf. Zesen z. B. der ehrliche Sprachreiniger aus dem 17. Jahrhundert, schrieb eine asiatische Banise und eine adriatische Rosamund, als seien es ferne Zeiten und Welttheile und nicht unsere nächsten Verhältnisse, die der Roman darzustellen hat. Erst der Simplicissimus bewies uns, wie ein Roman aussehen müsse, um lesbar zu sein und ich meine, Grimmelshausens Werk kann man noch heute mit großem Interesse, ja mit Spannung genießen; Hamerling aber hat drei Jahre an einem dreibändigen Werke gearbeitet, das vor einem Monate bei J. F. Richter in Hamburg erschien, leider aber in Graz recht armselig gedruckt und ausgestattet wurde und das den Titel führt: „Aspasia“, ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas, ein eben so seltsamer als ungeschickter Titel!

Ein Philologen-Roman also und überdies einer, an dem die Philologen vielleicht ebensoviel auszusetzen haben als der unparteiische Kunstrichter! dieser dringt vor Allem auf Erfindung, auf strenge Charakteristik, auf eine ereignißreiche spannende Handlung, auf eine lebensvolle hinreißende Erzählung. Nun aber ist die Erfindung der Aspasia in der Hauptsache gleich Null, in den episodischen Zugaben von einer Unbedeutenheit, um nicht zu sagen von einer Trivialität, die unglaublich klingt. Hamerling macht z. B. selbst darauf aufmerksam, daß er den Hergang der See-Schlacht bei Tagria aus Eigenem geliefert habe, um den Perikles sich seinem Charakter gemäß bethätigen zu lassen. Man lese nur das betreffende Capitel nach. Es ist eine Correspondenz zwischen Perikles und Aspasia von einer Trockenheit und Dürftigkeit, die selbst in unsern Tagen ein Beispiel suchen. Oder die Reise dieser Beiden durch Griechenland. Himmel! welch' ein Aufwand von Landschaftsbildern, kleinen Abenteuern und Begegnungen, Festen und Spielen, die auch nicht das Mindeste zum Fortschritte der Handlung beitragen. Doch auf Ehre! da hätte ich bald vergessen, wie es die Pflicht eines gewissenhaften Berichterstatters ist, die Handlung doch wenigstens in den allgemeinsten Umrissen zu skizziren. Aber auf Ehre! es gibt nichts zu skizziren, weil nichts von einer Handlung zu verspüren ist. Daß Perikles die Aspasia liebte, darüber seine Gemahlin Telesippe, welche ihm zwei Kinder geschenkt hatte, verließ, daß er glänzende Gesellschaft im Hause hielt, seine zweite Gemahlin auf dem Areopag gegen die Anklage der Gottlosigkeit zu vertheidigen hatte, daß er hohen

Kunstsinn besaß und Aspasia viel Liebenswürdigkeit, mit einem Worte, daß Perikles Perikles und Aspasia Aspasia war, das weiß jeder Gymnasiast und all' das anekdotenhafte Geschwätz, das er in der Schulbank anhören mußte, findet er mit Verdruß hier getreulich abermals aufgetischt.

Und da kommt nun der Philologe (so der rechte Philologe, nicht ein österreichischer Gymnasial-Professor, sondern der seine Alten mit Geist und Herz wie einen Liebesfrühling in sich gesogen) und findet sich auf das Grausamste enttäuscht. Wer eine wirklich klassische Bildung besitzt, der weiß längst, daß an dem Gerede von der Hetäre Aspasia nicht ein wahres Wort ist. Dieses hochsinnige Weib, von dem ein Sokrates lernte, das ein Perikles an seinem häuslichen Herde walten ließ, das trotz der giftigen Pfeile des bösen Leumunds, dessen sie bei den Zeitgenossen und insbesondere bei den Komikern genoß, noch länger als ein halbes Jahrtausend nach ihrem Tode groß und herrlich bei dem von Hamerling sonst tüchtig ausgenützten Plutarch dasteht, zu einer Dirne herabzuwürdigen, die von Milet hergelaufen kommt, allerlei zweideutige Abenteuer erlebt, wie eine Münze von Hand zu Hand geht — gleichviel ob sie dabei die Vergoldung abstreift oder nicht — in Athen Modell steht und die Bekanntschaft des Perikles macht und fortsetzt in einer Weise, die uns die Schamröthe in's Gesicht treibt! Keine Lockung läßt sie unversucht, als Knabe verkleidet geht sie mit dem zwiebelköpfigen Donnerer durch die Straßen Athens, beglückt ihn in Pansgrotten, feiert beim frommen Sophokles die freiesten Orgien mit ihm*), dringt sogar in dieser Maske in das Haus des Geliebten, um dessen eheliches Weib zu narren und zu äffen, treibt, da bei der buhlerischen Theodota Perikles Feuer zu fangen droht, noch ärgere Buhlerkünste als diese Metze gemeinsten Schlages, ruht nicht, bis sie dieselbe ausgestochen und in ihrer Vaterstadt Milet dem Beherrscher Griechenlands ihre Gewandtheit in Anwendung der verlockendsten aphrodisischen Reizmittel so unwidersprechlich dargethan hat, daß endlich Telesippe ihr weichen muß. Und nicht Gemüth, nicht Seele hat dieses Weib, eine epikureisch-ästhetische Faullenzerei, ein dilettantisch geistreiches Lotterleben führt sie im Hause des Perikles ein, beschwatzt den Gemahl, ihr zu erlauben, wieder einem Künstler Modell zu stehen, beschwatzt eben diesen Künstler und andere, nicht das Erhabene und edel Menschliche, sondern das Hübsche und galant Zierliche in ihren Statuen zu verewigen, und damit werden Seiten, Bogen, Capitel, ja Bände verschrieben in verwunderlicher, plauderhafter Langathmigkeit, im Style der platonischen Dialoge, von deren bezaubernder Süßigkeit und anmuthiger Lieblichkeit, von deren oft so ergreifender Kraft und großartigem Tiefsinn sich hier auch nicht die Spur findet. Und diese Aspasia sollen wir bedeutend finden, für dieses kokett intrigante Wesen Theilnahme fühlen. Den abgeschmackten Witz und die infame Verläumdung irgend eines antiken Komöden, daß Perikles die Chrysilla (zu Deutsch etwa: Mamsell Goldchen) geliebt habe, mißversteht unser althellenischer Romancier dahin, Perikles habe eine leibhaftige Dame Chrysilla leibhaftig geliebt, und was dergleichen Krimskrams mehr ist. Hamerling scheint keine Ahnung zu haben, daß seit Barthelemy's „Voyage du jeune Anacharsis" die Kleinigkeit von 87 Jahren verstrichen ist, und daß die moderne Philologie vom klassischen Alterthum etwas mehr weiß als Anektodenklatsch, ein anderes Bild davon hat als mosaikartiges Stückwerk.

Was ein Liebesroman sei, das zu erklären ist Hamerling uns schuldig geblieben. Will Hamerling damit sagen, daß sein Roman von Liebe handle? dann nenne er doch einen, in dem die Liebe nicht vorkommt. Oder meint er, daß die in der Aspasia vorkommende Liebe jene von der rechten Art sei, wo man nicht blos von der Liebe schwärmt, sondern sich dieselbe auf die unzweideutigste Art beweist, so wäre auch darauf zu erwiedern, daß auch dies nicht der Fall. Den Ton der Schlüpfrigkeit hat Meister Wieland noch ganz anders getroffen, mit ihm hat Hamerling's mattherzige Weise noch die meiste Verwandtschaft; aber Wieland schlägt nicht den gelehrt professorlichen Ton Hamer-

*) Wir möchten wenigstens diese Zusammenkunft bei Sophokles von der kritischen Verdammung unseres geschätzten Mitarbeiters ausnehmen, da sie uns als eine keusche friedenvolle Idylle erscheint, aus der ein Hauch hellenischen Geistes und einfacher Schönheit athmet. D. Red.

lings an, im Gegentheil verbirgt er unter den Blumen seiner immer trefflichen Sprache wirkliche Goldbarren von Wissen, und dabei geht der Mann, was man sagt, in's Zeug, er thut weder prüde, noch sucht er durch schönseliges Gerede die Sache zu bemänteln, Hamerling schreibt auf jeder Seite einen andern alten Autor ab, sieht man ihm jedoch auf die Finger, so findet man, daß seine archäologischen Kenntnisse herzlich seicht und gering sind, er möchte seinen Worten gerne einen Anflug von hellenischer Bedächtigkeit und Nüchternheit geben und wird dadurch gespreizt und langweilig, und bei alledem möchte er es doch mit den deutschen Jungfräulein nicht verderben und in den Leihbibliotheken aufliegen, er breitet also über die verfänglichen Scenen einen Schleier von zarter Gaze, aber er hat gar nicht nöthig, das zu thun, denn sie sind zurückstoßend dadurch, daß jede derselben einen Ehebruch enthält, der ganz kampflos und ohne alles Gewissen vollzogen wird. Wenn sich endlich Hamerling etwas darauf zu Gute thut, daß er die Liebe der Griechen von der sentimentalen modernen geschieden wissen will, so ist er abermals im Unrecht, denn die aufopfernde, hingebungsvolle Liebe ist nicht nur ein allgemein menschlicher Zug, sondern in der ganzen animalischen Natur begründet. Hätte er nur seinen Euripides und Sophokles richtig gelesen, so würde er diese spitzfindige Distinktion nicht gemacht haben. Ein Liebes-Roman, wenn schon dieser Pleonasmus gebraucht werden soll, müßte all' Feuer, Pracht und Glanz sein; Heinse hat in seinem Ardinghello so etwas wie einen Liebesroman gedichtet, dem selbst Schiller trotz seiner Kant'schen Rigorosität noch ein unfreiwilliges Lob ertheilen muß.

Weder mit dem alten Hellas ist es also etwas in dieser Aspasia, noch mit dem Roman, noch mit dem Liebesroman. Noch viel windiger steht es um den vermeintlichen Künstlerroman, den Hamerling geliefert haben möchte. Wir stehen wiederum vor einem Räthsel. Was ist ein Künstlerroman? Ein Roman, dessen Helden Künstler sind? Das sind weder Aspasia noch Perikles. Oder doch künstlerisch angelegte Naturen? Aber was, bei allen Göttern! hat die Kunst überhaupt in diesen drei Bänden zu thun? Künstler zwar und Kunstbeflissene sind dutzendweise darin, auch wird bodenlos viel von Architektur, Plastik, Malerei, Musik, Poesie, Tanz und Schauspielkunst geredet; allein ich wage zu behaupten, nicht ein eigenthümlicher Gedanke, nicht ein belehrendes, weckendes Wort. Und doch sprechen Männer wie Protagoras, Anaxagoras, Sokrates! Wenn man die ganze Gedanken- und Geistesleere dieses Romans recht auffällig sehen will, so vergleiche man einmal das Kapitel, wo das Gelage im Hause des reichen Hipponikos geschildert wird, mit der wundervollen Composition des Platonischen Symposions oder auch nur mit der glänzenden, witz- und farbenreichen Darstellung des Petronius, mit dem berühmten Gastmahl des Trimalchio. Wie schal ist doch Alles, was bei Hamerling die ersten Geister Griechenlands vorbringen. Anderwärts hören wir Euripides über seine Frau klagen. „Welche schlimme Eigenschaften sind es, die Du ihr vorwirfst?“ fragt ihn Aspasia. Er antwortet: Sie vernachlässigt das Hauswesen, sie tanzt und schmaust bei Freundinnen, sie hat die Unart, vor die Hausthür auf die Straße hinauszugucken. Und auf Aspasia's Bemerkung, ob das denn Alles sei, macht der Dichter seinem Unmuthe mit den Worten Luft: „Nein! sie ist unbeständig, sie ist launisch, sie ist ungetreu, sie ist lügenhaft, sie ist voll Verstellung, sie ist falsch, sie ist boshaft, sie ist tückisch, sie ist ungerecht, sie ist grausam, sie ist rachsüchtig, sie ist neidisch, sie ist eigensinnig, sie ist leichtgläubig, sie ist thöricht, sie ist verschmitzt, sie ist schwatzhaft, sie ist eifersüchtig, sie ist putzsüchtig, sie ist gefallsüchtig, sie ist gewissenlos, sie ist herzlos, sie ist kopflos“...... Genug! rufen wir mit Aspasia. Das ist nicht Humor, nicht übersprudelnde Kraft, das ist die gewöhnlichste Redseligkeit, in der der Byzantiner Dares das Porträt der Helena entwirft — das ist langweilig!

Ueber Hamerling's Sprache in seinem Künstler- und Liebesroman wäre eine ganze Abhandlung zu schreiben. Schon die Achtung vor dem althellenischen Geiste, vor dem Schatten des Thucydides, dessen Beschreibung von der Pest in Athen er so wacker benützt hat, hätten unsern Poeten bestimmen sollen, ein wenig über die Grundsätze einer guten Prosa nachzudenken. In jeder wahrhaft gebildeten Sprache sind die Prosa und Poesie streng von einander getrennte Gebiete; jene wendet sich an den klaren Verstand,

diese an die Einbildungskraft. Pindar und Xenophon, Vergil und Cicero, Dante und Machiavelli, Shakespeare und David Hume, in jedem dieser Paare stehen sich nicht nur ganz verschiedene Schriftsteller gegenüber, sondern je einer redet auch eine von dem Andern ganz verschiedene Sprache. Bei den Franzosen war dies nicht immer so. Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts macht der geistvolle Satiriker Mathurin Regnier der Schule Ronsard's, den sogenannten Gallogriechen, den Vorwurf: c'est proser de la rime et rimer de la prose. Aber die Franzosen haben bald darauf die Grenzen scharf gesondert und Bayle in der Einleitung zu seinem berühmten Dictionnaire weiß uns zu erzählen, wie lange er an jedem einzelnen Satze seines Buches habe feilen müssen, um die ganzen oder halben Alexandrinen oder die unwillkürlichen rhythmischen Anklänge aus seiner Prosa hinauszubekommen. Uns Deutsche hat schon Luther gelehrt, was eine kernhafte Prosa werth ist; Lessing hat ihr eine unnachahmliche Glätte und Bestimmtheit gegeben, und wenn Winckelmann und Herder das vergaßen, so bieten hinwiederum Goethe und Schiller Alles auf, ihr alles Blumige und Ueberwuchernde zu nehmen. Goethe's Prosa insbesondere entzückt in ihrer Durchsichtigkeit und in ihrem hellen Wohlklang. Wenn sich einzelne Stellen im Egmont in 5füßige Jamben auflösen lassen, so bedenke man, daß er mit Iphigenie und Tasso zusammen gearbeitet wurde, welche Goethe später wirklich mit geringen Aenderungen versificirte. Seit Heinrich Heine schwanken wir mit unserm Feuilletonisten-Style leider wieder ziemlich haltlos herum und erst Schopenhauer hat die deutsche Prosa wieder zu Ehren gebracht. Hamerling aber hat keine Prosa; er glaubt offenbar die Sprache zu heben, wenn jeder Satz eine Art von rhythmischer Schleppe nachschleift. Gewöhnlich sind es adonische Verse, die beim Schlußpunkte ausklingen. Oft sind ganze Zeilenreihen hexametrisch gebildet oder wirkliche Hexameter und es entsteht ein unleidliches Geklingel. Dem Leser wird zu Muthe wie einem Spaziergänger, der sich auf einen grünenden Rasen setzt, mit der Hand nachlässig im Grase wühlend. Da mit einemmal spürt er ein unangenehmes Jucken und Brennen: Ameisen krabbeln an seiner Hand, das ist ein unausstehliches Kitzeln und Prickeln und von einem Genuß des schönen Anblickes kann nicht mehr die Rede sein. Wie soll man in einem Buche ein verständiges Wort unterscheiden, wo jeden Augenblick die Worte daktylisch hüpfen oder trochäisch fallen oder einen anapästischen Anlauf nehmen? Wir gehen wie Dante im Purgatorium auf einem Boden, der sich von allen Seiten bewegt wie die fliehende und zurückkehrende Woge. Da braucht's ein wenig Kunst zu gehen (Qui si conviene usare un poco d'arte) sagt Dante's Führer. Und wenig Kunst liegt in dieser poetischen Prosa, möchte man Hamerling zurufen.

Ich habe diesen Aufsatz an Lessing's Geburtstage angefangen. Ich meine, unserer Kritik thut es noth, die kritischen Grundsätze dieses Heroen schärfer in's Auge zu fassen und namentlich gegen leistungsfähige Scribenten nicht mit falscher Courtoisie und Liebenswürdigkeit zu verfahren, sondern sie mit unnachsichtlichem Ernst auf den rechten Weg zu weisen, so oft sie ihn zu verlassen Miene machen.

Heinrich Heine und die englische Kritik.

Von **Leopold Katscher.**

Während die Zahl der Deutschen, welche sich mit dem Studium der englischen Literatur befassen, sehr respektabel ist, läßt sich Aehnliches von der Zahl der Engländer, die die deutsche Literatur ihrer Aufmerksamkeit würdigen, nicht behaupten. Nur ganz wenige Söhne Albions unterziehen sich der Mühe, mit den Früchten des Schaffens des verwandten germanischen Geistes Bekanntschaft oder gar intime Freundschaft zu schließen. Allerdings nimmt die Zahl der deutschlesenden Engländer seit neuester Zeit zu, aber das will nicht viel heißen, und überdies wird in der Regel nur leichte Literatur gelesen oder die Schätze deutscher Gelehrsamkeit werden zu speciellen wissenschaftlichen Zwecken durchstöbert. Am allerwenigsten wird es vorkommen, daß eine Gestalt der deutschen Literatur ihrer ganzen Bedeutung nach gewürdigt wird, wie etwa in Deutschland Shakespeare, Byron, Addison, Bulwer oder Scott gewürdigt werden. Dieser nationalen Selbstbeschränkung kann nur dann in etwas abgeholfen werden, wenn eine solche Gestalt einen Commentator findet, der sie mit Klarheit, Wärme und Fleiß, vor Allem aber mit geschickter Darstellungsgabe, den Herren Briten so anschaulich hinstellt, daß sie dieselbe sehen müssen. Das ist aber keine leichte Aufgabe und die englischen Commentatoren deutscher Klassiker sind keineswegs so dicht gesäet wie die deutschen Erläuterer der britischen Literatur-Heroen. Vor einem halben Jahrhunderte hat Carlyle den Anfang gemacht mit seiner Schiller-Biographie, seiner „Wilhelm-Meister"-Uebersetzung, seinen Essays über Jean Paul, Tieck, Schlegel u. s. w. Dann kam G. H. Lewes mit seinem berühmten „Life of Goethe". Dann — —, nun, dann kam gar nichts mehr.

Erst Heine sollte wieder einen Anstoß geben.

Drei Jahre nach seinem Tode trat Edgar Alfred Bowring*) mit einer Uebersetzung von Heine's sämmtlichen Gedichten auf (erschienen in der bekannten Sammlung „Bohn's Library of foreign classics", 1859), die wirklich nicht übel gelungen war. Doch konnte diese Publikation keine nachhaltige Wirkung hervorbringen, weil sie, nur von einer ganz kurzen Vorrede begleitet, dem Publikum nahezu unvermittelt gegeben wurde. Immerhin muß bemerkt werden, daß Bowring dem deutschen Poeten höchst sympathisch gestimmt war; er bezeichnete ihn als „einen der hervorragendsten Sänger nicht nur Deutschlands, sondern der Welt", und als „ohne Frage den größten Poeten Deutschlands seit Goethe's Tode."

Ein halbes Decennium später veröffentlichte der berühmte Professor der Poesie an der Oxforder Universität, Matthew Arnold — selbst ein hervorragender Dichter —, in seinen „kritischen Essays" auch einen Aufsatz über den „Märtyrer von der Rue d'Amsterdam". Arnold wirft Carlyle vor, er habe für die romantische Schule eine allzugroße Vorliebe gehegt und darüber ganz die Heine'sche Schule vergessen oder vielmehr sie absichtlich übergangen; es läßt sich in der That nicht leugnen, daß Carlyle hieran nicht wohlgethan hat. Bekanntlich schrieb Heine, er halte nichts auf literarischen Ruhm,

*) Nachdem er vorher Schiller's und Goethe's Gedichte übersetzt hatte.

doch verlange er, man möge ihm ein Schwert auf den Sarg legen, da er einer der bravsten Soldaten im Kriege der Befreiung der Menschheit gewesen. Hiezu meint Arnold, Heine habe sehr viel auf literarischen Ruhm gehalten und sei als Vorkämpfer der Freiheit nicht eben unter die „bravsten" zu rechnen; aber er war „einer der glänzendsten und wirksamsten" jener Soldaten und zwar „der wichtigste und bedeutendste seit Goethe's Tode." Ganz besonders begeistert ist unser Essayist davon, daß Heine „den modernen französischen Witz und Geist mit deutschem Gefühl, deutscher Bildung und deutschen Gedanken verband". Von Heine's persönlichem Charakter sprechend, hat Arnold weit weniger Sympathien. Nur die achtjährige Krankheitsperiode entlockt ihm Worte des Lobes; im übrigen aber meint er: „Seine Fehler waren schreiend. Unmäßige Empfindlichkeit, unbegreifliche Angriffe auf Feinde und noch unbegreiflichere auf Freunde, Mangel an Edelmuth, unaufhörliches Spotten. Mir scheint seine Schwäche nicht so sehr ein Mangel an Liebe — wie Goethe sagte —, als ein Mangel an Würde und Selbstachtung zu sein. Er hätte viel größere Resultate erzielt, wäre sein moralischer Gehalt größer gewesen." Das literarische Schicksal Heine's mit dem Byron's und Shelley's vergleichend, sagt Arnold, daß „Heine's literarisches Glück größer war als das der beiden britischen Dichter," und zwar weil das deutsche Philisterthum nicht wie das englische an Ideen Mangel leidet oder gar für Ideen unzugänglich ist, sondern weil es nur in der Anwendung moderner Ideen auf das praktische Leben schwach und zögernd sei.

Aber der Arnold'sche Essay war erstens ebenfalls nur sehr kurz und dann auch zu versteckt, um allgemein gelesen werden zu können. Daher gab auch er dem englischen Publikum nicht das volle Bild Heine's, das zu geben nothwendig gewesen wäre. Es mangelte an einem Buche, das „eine verständliche und deutliche Uebersicht von Heine's lichtem, klarem und vielseitigem Geiste" biete, wie Carlyle und Lewes von *ihren* Helden geboten hatten. Ein solches Buch — diesem Zwecke allein gewidmet — war Bedürfniß. Ein Londoner Blatt schrieb: „Wenigen Literaturfreunden würde eine gute Biographie eines Mannes unwillkommen sein, der Werke von so hohem Werthe hinterlassen, umsomehr als sein persönlicher Charakter Probleme darbietet, die an Seltsamkeit keinem seiner Gedichte nachstehen." Es entging manchen Engländern nicht, daß die Beliebtheit von Heine's Werken in Deutschland und Frankreich im Steigen begriffen ist, und so unternahm es denn Herr William Stigand, diesen Dichter auch *seinen* Landsleuten näherzubringen. In der zweiten Dezemberwoche 1875 — also beiläufig zu Heine's Geburtsfeier — ließ *Stigand* zwei starke Bände unter dem Titel „The life, works and opinions of H. Heine" (Verlag von Longmans, Green und Co. in London) erscheinen. Dies hatte zur Folge, daß vier oder fünf Wochen hindurch Heine in der gesammten Londoner Presse an der Tagesordnung war, denn in England erscheint kein einigermaßen bemerkenswerthes Buch, ohne sofort in allen Blättern „reviewt" zu werden. Natürlich spricht jeder Recensent seine Ansichten aus und wir sind so in den Stand gesetzt, zu konstatiren, daß die allgemeine Stimmung für Heine eine unendlich günstige ist, besonders was seine Stellung als Poet betrifft. Es ist sehr schade, daß er diesen glänzenden, ihm von den gehaßten Engländern bereiteten Triumph nicht erlebt hat. Selbstverständlich müssen wir uns bei dem neuen Buche — das in literarischen Kreisen einen Hauptgesprächsstoff bildet — und bei den durch dasselbe hervorgerufenen Kritiken etwas länger aufhalten.

Sagen wir es gerade heraus: Stigand's Werk hat einige Vorzüge, aber *sehr* viele Fehler an sich. Löblich ist vor Allem schon die *Absicht*, den „foreign" Poeten in England bekannter zu machen und daher ist das Schreiben dieses Werkes schon a priori nicht zu bedauern. Ein weiterer Vortheil ist, daß Stigand's Biographie nicht zu den leider nur allzuzahlreichen gehört, die als reine Kompendien eines übertriebenen „Heroen-Kultus" — wie sich unter Andern auch Carlyle dessen zuweilen schuldig macht — gelten können. Ferner thut der Autor gut, langweilige Trivialitäten und unnütze Details zu vermeiden, was das persönliche Thun und Lassen seines Helden betrifft. In der Bewunderung für diesen ist er nicht eben hitzig, sonder „ehrlich" und trachtet keineswegs, dessen Fehler zu bemänteln. Leider aber liegen auch seine eigenen gar klar zu Tage und sie überwiegen

die Vorzüge beiweitem. Seine Erzählungsweise ist ziemlich trocken und denn doch zu wenig begeistert; sein Styl ist von dem des Dichters, den er behandelt, soweit als möglich entfernt. Mit auserlesenen schlechtem Geschmacke ist die Geschichte von Heine's Jugendliebe zu seiner Cousine wiedergegeben. Bezüglich Stigand's Schilderung der „Matratzengruft"-Epoche sind die öffentlichen Urtheile nicht einig. In einem Blatte finden wir die Bemerkung: „Diese Partie ist mit großer Delikatesse und einfachem Pathos geschrieben"; die meisten Kritiken sprechen sich aber entgegengesetzt aus, z. B.: „Ohne feine Sympathie und ohne einen Zug von Wärme geschrieben." Einstimmig aber ist die Verurtheilung des Heine-Kommentators in zwei anderen Punkten: In seinem Vorbringen von Dingen, die nicht in eine literarische Biographie gehören und in seinen Uebersetzungen Heinescher Poesie und Prosa. Und wir bedauern, auch für unseren Theil keine andere Ansicht hegen zu können, wie wir sofort darlegen wollen.

Aus der Menge überflüssiger Sachen, die das Stigand'sche Buch durchwimmeln und die oft mit behaglicher Breite behandelt, ja sogar mehrmals wiederholt werden, obwohl sie mit dem Zwecke des Buches absolut nichts zu schaffen haben, heben wir hervor: Die Ungeheuerlichkeit des preußischen Junkerthums; die Gründe, warum Paris seit den Tagen des Kaisers Julian Jedermann angezogen hat; die musikalischen Tendenzen der Gegenwart; das Leben auf den deutschen Universitäten; die entsetzliche Dummheit der englischen Torries nach Waterloo bis 1830 2c. All' dies sind sehr „fette Bissen" für Schriftsteller, aber sie passen nicht in den Rahmen des vorliegenden Werkes. Der Verfasser unterbricht sich jeden Moment, um — oft auf vielen Seiten hintereinander — seine Meinungen über alles Mögliche zum Besten zu geben. Ist dies schon an und für sich störend und den Werth des Buches außerordentlich beeinträchtigend, so wird jede solche Abweichung doppelt ärgerlich gemacht durch den äußerst heftigen Ton, dessen sich Stigand bei seinen Philippiken befleißt. Er spricht stets im Superlativ, wenn ihm etwas nicht recht ist. Das Höchste leistet er aber, wenn er auf Deutschland und die Deutschen zu sprechen kommt; dann verliert er die Gewalt über seine Feder vollends. Während seiner Analyse von Heine's politischem und philosophischem Wesen ergreift er jede Gelegenheit, um einen maßlosen Deutschenhaß, eine ganz unsinnige Verachtung Deutschlands zur Schau zu tragen. Man weiß, wie Heine über England und alles Englische dachte. „Schließlich war Shakespeare doch nur ein Engländer und gehörte also zur abstoßendsten Nation, die Gott in seinem Zorn je schuf," oder „sie nehmen ein Dutzend einsylbiger Wörter in den Mund, kauen sie, verdrehen sie und speien sie wieder aus, und das nennen sie sprechen." Derlei Bemerkungen und allerhand persönliche Erlebnisse scheinen Herrn Stigand schrecklich zu ärgern und er rächt sein Vaterland — oder glaubt es zu rächen —, indem er in denselben Fehler verfällt und den Deutschen ihre Mängel ganz „unumwunden" vorhält, wobei oft geradezu gemeine Persönlichkeiten mit unterlaufen. Nur Heine's Haß alles Englischen kann Stigand's Haß alles Deutschen gleichen. Die Germanen sind nach ihm grob, bornirt, dumm, plump und all' diesen Fehlern haben sie keine einzige Tugend entgegenzustellen. Wie anders Carlyle und Lewes! Während aber Heine's Angriffe so fein und witzig sind, daß ein gescheiter Brite sich beim Lesen derselben ganz gut amüsiren kann — umsomehr wenn er bedenkt, daß Heine seine eigene Muttersprache, die er mit so hoher Meisterschaft handhabte, auch nicht nachsichtiger behandelte —, können die langweiligen Angriffe Stigand's für Niemand interessant sein. Es gereicht uns zur Genugthuung, bemerken zu dürfen, daß Stigand's skandalöse Schimpfereien von der englischen Presse auf das Heftigste gerügt werden. Ein Blatt nennt sie „ohnmächtige, läppische Feindseligkeiten", ein anderes „mürrischen Groll", ein drittes „wahnsinnig" u. s. w. Der Protest gegen den Deutschenhaß ist ein allgemeiner. Gleichsam um seine Wuth zu beschönigen, behauptet Stigand, Heine habe sein Vaterland ebenfalls gehaßt; dem gegenüber nimmt sich eine Zeitung die Mühe, das Gegentheil zu beweisen und sie citirt viele Stellen, welche zeigen, daß Heine, wenn er Deutschland auch oft bitter schmähte, dies nicht aus Haß that; im Grunde des Herzens sei er seiner Heimat sehr zugethan gewesen und thatsächlich hat er dem „Michel" ja stets eine große Weltstellung prophezeit. Ein anderes Blatt gibt zu, daß Heine's böser Leumund, der seinen Ruf am meisten geschädigt,

den Punkt betreffe, daß er „ein Verräther Deutschlands“ gewesen; aber darauf folgt die Entschuldigung, daß es unbillig wäre, von ihm Patriotismus zu verlangen, denn erstens sei er als Jude geboren, dessen Familie all' das Unrecht und all' die Demüthigungen erduldet hatte, die im vorigen Jahrhunderte in den deutschen Kleinstaaten auf die Juden gehäuft wurden, und zweitens mußte ihm die französische Occupation Düsseldorfs, die gerade während seiner empfänglichsten Kinderjahre stattgefunden hatte, als sociale und geistige Emancipation erscheinen.

Doch kehren wir zu Stigand zurück.

So sehr er die Deutschen mit Füßen tritt, ebenso hoch hebt er die Franzosen in den Himmel. Zwischen den Zeilen dieser ungemessenen Bewunderungsausdrücke und Lobeserhebungen liest man, daß der Autor Jeden, der die Franzosen nicht für die civilisirteste, freieste, poesievollste, tugendhafteste, tapferste, sittlichste, fehlerloseste, ja vollkommenste Nation auf Erden hält, sich als Barbar seiner Verachtung versichert fühlen möge.

Nun kommen wir zu den Uebersetzungen, aus denen selbstverständlich ein großer Theil des Werkes besteht. Und da müssen wir sofort unser Bedauern darüber ausdrücken, daß Herr Stigand, der sich einen so großen Gegenstand gewählt, sich vor der Behandlung desselben nicht über die Schwierigkeiten seiner Aufgabe Rechenschaft abgelegt hat. Die meisten der gebrachten Uebersetzungen tragen deutliche Zeichen unverzeihlicher Ueberstürzung und Sorglosigkeit an sich; oft meint man einen unwilligen Schulknaben vor sich zu haben, der seine Arbeit nur aus Furcht vor Strafe macht. Zweifellos sind seine Uebersetzungen „getreu“, d. h. wörtlich, aber nicht englisch. Statt Heine's wundervoller Klarheit, Lebhaftigkeit und Kräftigkeit lesen wir verworrene, plumpe Sätze, und oft wird ein im Original witzfunkelnder Gedanke zum absoluten Gemeinplatz. So und ähnlich beurtheilt die englische Presse Stigand's Uebersetzungsart. Als literarischer Künstler leidet Heine stark unter seinen Händen. Er ist gänzlich außer Stande, die Leichtigkeit, Zartheit und die unerwarteten Wendungen des feinen Geistes des Originals zu treffen. Ach, und wo ist der aristophanische Witz geblieben?

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben!“

Die Unbeholfenheit der Prosa-Uebersetzungen wird durch eine Anzahl von Unrichtigkeiten und Widersprüchen verdrießlicher gemacht. Friedrich Wilhelm III. wird ein Enkel Friedrich's des Großen genannt. Von den bekannten wackeren schwäbischen Frauen wird gesagt, sie hätten ihre Männer auf ihrem Rücken nach Weinsberg getragen. Heine's Art, die Liebe darzustellen, wird an einer Stelle wegen ihrer Sinnlichkeit getadelt; „seine Liebe ist irdisch und es gibt unter seinen Gedichten keines, das — was das Gefühl anbelangt — nicht ebensogut von einem Orientalen hätte geschrieben sein können.“ Dem wird Petrarca gegenüber gestellt. In einem anderen Kapitel hinwiederum stellt er Heine mit Byron, Dante und Petrarca zusammen.

Gehen wir auf die Uebersetzungen Heine'scher Gedichte über, so finden wir, daß Stigand's Sünden noch ernsterer Natur sind. Heine selbst liebte es nie, seine Lyrik in fremdsprachige Verse übersetzt zu sehen; er mochte sich denken, daß ihr Reiz schwinden müsse. Stigand hat hiernach ebensowenig gefragt, wie Bowring, und es wäre in der That unmöglich, eine zweibändige kritische Biographie zu schreiben, ohne Proben aus den Werken des Betreffenden zu geben; aber während Bowring's Uebertragungen noch annehmbar sind, lassen die vorliegenden Alles zu wünschen übrig. Armer Heine! „Die unnachahmliche Grazie, der flüchtige Parfüm seiner Poesie“, eifert ein Blatt, „verdunsten und verschwinden in Stigand's Wiedergabe, und noch mehr in seinen analytischen Kritiken.“ Wo Heine einige einfache, zarte, rührende Striche hinzeichnet, erscheint er bei Stigand plump-komisch. Lyrische Gedichte von hoher Form- und Gedanken-Vollendung sinken zu Kinderstuben-Reimen herab. „Die Wallfahrt nach Kevlaar,“ die „Loreley“ und andere Gedichte, von denen Stigand selbst sagt, „sie gehören zu den allerschönsten“ oder „sie sind von einer zarten und plastischen Formschönheit, die in der Poesie bisher unerreicht ist“, — solche „Windröschen poetischen Denkens“ übersetzt unser Mann auf eine Weise, die einem Blatte die Bemerkung entlockte, daß Heine, „wenn er derlei hätte ahnen können,

auf die Engländer mit noch größerer Bitterkeit geschimpft hätte." Wäre das Original nicht besser, so hätte Stiegand sicherlich niemals Gelegenheit gehabt, eine Biographie des „berühmten" Heine zu schreiben, denn diesfalls wäre Heine eben nicht berühmt geworden. Der Effekt dieser Uebersetzungen ist geradezu verblüffend für Kenner des Originals, aber noch verblüffender für Jene, die dieses nicht kennen, denn sie können nicht begreifen, daß solche Poesien „unerreicht" sind und wundern sich dann mit Recht, wie es komme, daß dieselben gesungen werden, „soweit die deutsche Zunge klingt." Die Londoner Kritik ist ganz entrüstet über die Stigand'sche Buchstäblichkeit und die daraus resultirende Verunstaltung des großen deutschen Poeten. „Dieser verträgt es nicht", läßt sich ein Reviewer vernehmen, „mit fremden Farben behandelt oder gar mit einem Straßenbesen überschmiert, statt mit einem Kameelhaarpinselchen gemalt zu werden." Stigand ist nicht zu tadeln, weil er sein Vorbild nicht erreicht, — es dürfte nur sehr, sehr wenige geben, die das im Stande sind — aber man durfte mindestens erwarten, daß er dasselbe nicht zum Bänkelsänger herabwürdigen werde.

Und dennoch, Etwas ist besser als Nichts. Trotz alledem und alledem muß das neue Buch willkommen geheißen werden. Hat es auch nicht den Werth der Lewes'schen und Carlyle'schen Arbeiten, so wird es doch gute Dienste leisten, indem es beitragen dürfte, Heine im Inselreiche jenseits des Kanals bekannter zu machen. Es ist zwar weit entfernt, das zu sein, was es hätte sein sollen, wird aber vielleicht dennoch bewirken, daß „die Engländer Heine den Platz einräumen werden, der ihm als literarischem Künstler ersten Ranges, sowie als schöpferischer Kraft in der Bewegung europäischer Ideen gebührt." Wir scheiden von Herrn Stigand's Werk mit dem Resumé: Dasselbe ist nicht vortrefflich, es ist sogar unbefriedigend; aber es hilft schlecht und recht einem Bedürfnisse ab und muß vorläufig als ein verdienstliches Unternehmen anerkannt werden.

Damit ist aber unser Thema noch nicht ganz erschöpft. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, bevor wir schließen, aus den Artikeln über Heine, die in den letzten Wochen die englische Presse überschwemmten, einige Bemerkungen anzuziehen. Ueber Heine's Rang als Poet herrscht nur eine Stimme: die Stimme des höchsten Lobes. Der „Examiner" sagt: „Wenn wir Goethe ausnehmen, lohnt kein deutscher Dichter dieses Jahrhunderts das Studium so reichlich wie Heine. Sein Ruhm als Poet ist unbestritten. Sein Gebiet als solcher war nicht groß, aber in diesem Gebiete, der Lyrik, bewegte er sich mit der Leichtigkeit und Anmuth eines geborenen Meisters. Unter den lyrischen Dichtern aller Zeiten ist ihm ein dauernder hervorragender Platz gesichert. In der deutschen Lyrik nimmt Goethe allein einen höheren Rang ein, und selbst das ist fraglich, denn Heine, als der subjektivere von Beiden, ist intensiver und spricht leichter zum Herzen; er kann — und das gibt einen großen Vortheil vor seinem ruhigeren Rivalen — Lächeln, Gelächter und Thränen nach Belieben erregen." Anderswo heißt es: „Heine war einer der größten Meister lyrischer Kunst, in deren höchsten und reinsten Formen er die stärkste Gedankenglut, die lebhafteste Energie der Leidenschaft, den feinsten Zauber der Melodie zum Ausdrucke brachte. Sein ‚Buch der Lieder' machte es offenbar, daß der Mantel von Goethe's Jugend auf die Schultern des jungen Düsseldorfer Juden gefallen war." Bemerkenswerth ist folgende, übrigens mit Stigand's Ansichten ziemlich übereinstimmende Aeußerung des „Daily Telegraph": „Wir betrachten Heine mehr als intensiv, denn als stark; er war ein launischer, unsteter, impulsiver Geist, ohne bestimmten Glauben an's Ideale und ziemlich ohne alle klaren Ueberzeugungen; überzeugt war er nur von der Saint-Simonistischen ‚Nothwendigkeit der Wiederauferstehung des Fleisches'. Keinem großen Dichter ist es je so sehr wie ihm mißlungen, den rein geistigen Begriff von Liebe, wie er uns durch die ritterlichen Traditionen des Mittelalters vermittelt wurde, zu verstehen; dafür behandelte aber auch niemals ein Dichter das absolut heidnische und rein sinnliche Ideal der Leidenschaft mit so feiner Delikatesse, ätherischer Schönheit der Schilderung und bezaubernd feengleicher Anmuth der Phantasie."

Betreffs des persönlichen Charakters des Dichters zeigen sich fast alle Blätter nachsichtiger und sympathischer gestimmt als Stigand. Mit Begeisterung sprechen sie von

Heine's Zärtlichkeit für seine Mutter, der Sorgfalt für seine Gattin, seinem einfachen und würdigen Leben in der Armuth, einige sogar von seiner „Loyalität gegen seine Freunde". Ganz rückhaltlos wird allgemein die Haltung Heine's während seines achtjährigen Strebens bewundert. „In seinem Charakter liegt sehr viel Schönes und Edles; gibt es z. B. etwas Rührenderes als die Geschichte von dem gefolterten Poeten, der es bei seinen Leiden über sich bringt, seiner Mutter heitere Briefe zu schreiben und sie bis an sein Ende in dem Glauben zu erhalten, er sei wohlauf und stark?" Die Schattenseiten werden mit möglichster Milde behandelt. Es wird zugegeben, daß ihm „zu einem Helden manche Elemente fehlen", besonders Muth und Beständigkeit; die Streitigkeiten mit dem reichen Onkel wegen der Apanagen werden kläglich genannt. „Seine geistige Unabhängigkeit ist auch nicht erhaben" bezieht sich darauf, daß er zuerst das Bürgerkönigthum witzig und scharf angriff, um dann von Louis Philippe eine Pension zu nehmen und ihn in seinen Correspondenzen für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu vertheidigen. Daß es „ein Stück trauriger Heuchelei" von ihm war, den Glauben zu wechseln, wird auf der einen Seite nicht geleugnet; aber anderseits wird dieser Schritt mit der Verkommenheit der jüdischen Orthodoxie zu entschuldigen versucht,— was jedenfalls mehr von Sympathie als von Logik zeugt. — Summa Summarum: Heinrich Heine könnte ganz zufrieden sein!

London.

Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

V. L'Etrangère von Alexander Dumas fils.

In einem der beliebtesten Repertoirstücke der Comédie-Française erzählt Emile Augier die Geschichte eines leichtsinnigen Edelmanns, der von seinem bürgerlichen Schwiegervater zu seinen Pflichten bekehrt wird. Poirier ist ehrgeizig; er dachte an sich selbst und nicht an seine Tochter, als er diese dem Herzog de Presles zur Frau gab. Er wollte in die adeligen Kreise des Faubourg St. Germain eintreten und dabei dennoch alle seine bürgerlichen Eigenthümlichkeiten bewahren. Seine natürliche Alliirte erblickte er in seiner Tochter. Aber eines Tages erkennt er, daß er sich getäuscht hat. Die junge Frau liebt wirklich ihren Mann, den ihr Vater blos als Pfand in ihrer Hand betrachtete, und erinnert den ehrgeizigen Alten daran, daß sie nicht mehr Fräulein Poirier, sondern Herzogin de Presles ist. Hätte schließlich der leichtlebige Herzog nicht ein im Grunde doch gutes und wackeres Herz, so müßte der Plan Poiriers, den Adel zur Vernunft zu bringen, kläglich scheitern und sich gegen seinen Urheber selbst richten.

Man wird unwillkürlich an Herrn Poirier und sein Experiment erinnert, wenn man das neueste Drama von Alexander Dumas fils: L'Etrangère, betrachtet. Der Ausgangspunkt ist derselbe; nur daß die Charaktere und Situationen in diesem Conflikt zwischen Bürgerthum und Adel bei Augier viel gesunder und consequenter durchgeführt sind. Der ehrgeizige Schwiegervater bei Dumas heißt Moriceau. Er war im Faubourg Saint-Denis simpler Commis des Ladengeschäfts zu den drei Sultanen und verdiente jährlich fünfzehnhundert Francs. Er war ein ehrlicher und fleißiger Angestellter, der nur den einen Wunsch hegte, reich zu werden. Nach zehn Jahren wurde der Commis Associé seines Prinzipals und nach weiteren zwei Decennien einziger Besitzer des Geschäfts, von dem er sich bald als zehnfacher Millionär ins Privatleben zurückzog. Das Ziel war erreicht. Was machte er mit den zehn Millionen? Moriceau hatte längst sein Project: er kaufte gegen baar für seine einzige Tochter einen hochadeligen Gemahl, machte sein Kind zur Herzogin und sich selbst zum präsumptiven Großpapa zukünftiger kleiner Marquis und kleiner Comtessen. Es herrscht aber doch ein bedeutender Unterschied zwischen Poirier und Moriceau. Dieser will nichts für sich, träumt weder von Grafschaften noch Pairien und findet es ganz natürlich, daß er der letzte Moriceau ist und dem neuen Geschlecht herzoglicher Enkel Platz machen muß. „Wie aber", so frägt ihn sein alter Freund, Doctor Remonin, zu Anfang des Stückes, „wie aber, wenn Du statt einer Tochter einen Sohn gehabt hättest?" Der cynische Moriceau giebt folgende klassische Antwort: „Oh, in diesem Falle hätte ich das gerade Gegentheil gethan. Ein Sohn hätte die Sachlage geändert, denn er wäre sein Lebtag verpflichtet gewesen, den Namen Moriceau zu führen. Ich hätte ihn daher im Kultus der ewigen Menschenrechte groß werden und die Prinzipien der Revolution lieb gewinnen lassen. Ich hätte ihm gelehrt, den Kopf hoch zu tragen und mit Verachtung auf den Adel zu blicken. Ich hätte ihm gesagt: Du bist ebenso viel werth, denn Du hast zehn Millionen!" Ob seine Tochter ihren Gemahl liebt, weiß er nicht. Er hat nie daran gedacht, denn er gibt sich nicht mit

Kleinigkeiten ab. War jemals davon die Rede im Magazin zu den drei Sultanen? In der That liebt die junge Frau ihren Gemahl nicht und hat ihn keinen Augenblick geliebt. Sie fühlt dagegen seit langen Jahren eine zärtliche und glühende Neigung zu dem Gespielen ihrer Jugend und Sohne ihrer Gouvernante, dem jungen Ingenieur Gerard, der nicht gewagt hatte, um die Hand der reichen Kaufmannstochter anzuhalten. Dieser Gerard ist der biblische Joseph im Frack und wird von der unglücklichen Herzogin aus ganzer Seele geliebt, ja in einem solchen Maße, daß sie ihn durch einen platonischen Anbeter und den obgenannten Doctor Remonin zu sich bitten läßt und sich in ihrem Salon allein und aufs Ungenirteste mit ihm unterhält, bis ihr Mann das Tête-à-tête stört.

Der Herzog Septmons ist, wie Augier's de Presles, ein abgewirthschafteter Edelmann. Während aber der Schwiegersohn des Herrn Poirier trotz der schmutzigen Geldheirath noch genug adeligen Sinn bewahrt hat, ist derjenige des Herrn Moriceau das durch und durch verdorbene Product einer faulen Civilisation. Frech, roh, streitsüchtig, aber weder ein Dummkopf, noch ein energieloser Wüstling. Im Gegentheil, er sieht im ehelichen Conflickt sehr klar und weiß sich ein sicheres Urtheil und eine feste Hand zu bewahren, nachdem er die Beweise der Untreue seiner Frau erhalten. Diese hat nämlich an ihren platonischen Geliebten Gerard einen Brief geschrieben, worin sie versichert, sie verabscheue ihren Gemahl und liebe nur ihn, Gerard. Der Brief gelangt nicht an seine Adresse, und da die Herzogin ganz richtig vermuthet, ihr Mann habe denselben aufgefangen, so folgt eine heftige Scene zwischen den beiden Gatten, welche zum völligen Bruch führt. Doch geben wir dem Autor hier das Wort:

Herzogin. Haben Sie den Brief, den ich gestern schrieb, unterschlagen?

Herzog. Unterschlagen? Nein, gefunden.

Herzogin. Spielen wir nicht mit Worten. Uebrigens ist nur dasjenige Wort richtig, dessen ich mich bedient habe. Wenn man einen versiegelten Brief, der nicht unsere Adresse trägt, auffängt, statt ihn dem Adressaten einzuhändigen, so heißt man dies unterschlagen. Haben Sie den Brief gelesen?

Herzog. Ich hatte gestern eine Ahnung, daß Sie Herrn Gerard schreiben würden. Diese Ahnung hat sich verwirklicht. Ich habe diesen Brief gefunden und ihn gelesen.

Herzogin. Mit welchem Recht?

Herzog. Mit dem Recht eines Gemahls, der wissen darf, mit wem seine Frau correspondirt und was der Gegenstand dieses Briefwechsels ist.

Herzogin. Ich glaubte, das Siegel meiner Briefe müßte für Sie ebenso heilig sein, als das der Ihrigen jederzeit für mich war.

Herzog. Das ist nicht dasselbe.

Herzogin. Gut. Was beabsichtigen Sie mit diesem Briefe?

Herzog. Je nachdem.

Herzogin. Ich bitte Sie, antworten Sie mir.

Herzog. Haben Sie ein wenig Geduld. Ich zeigte vorhin auch welche, — Herrn Gerard gegenüber. Es fehlte mir nicht an Lust, ihn vor die Thür zu setzen. Wenn ich es nicht that und wenn ich mich begnügte, ihn so zu behandeln, wie der Sohn einer alten Magd . . .

Herzogin. Herr!

Herzog (ruhig fortfahrend.) Wie der Sohn einer alten Magd behandelt werden muß in einem Hause, wo seine Mutter durch Ihren Vater entlassen wurde, weil sie Ihre Zusammenkünfte und Ihre Liebeleien mit Herrn Gerard begünstigte — kurz, wenn ich Herrn Gerard so glimpflich behandelt habe, so ist es nur darum, weil ich vorerst eine Unterredung mit Ihnen haben wollte.

Herzogin. Wenn es so ist, dann, mein Herr, ist es besser, wir haben keine Unterredung.

Herzog. Warum nicht?

Herzogin. Weil eine solche das Peinlichste und Erniedrigendste enthalten wird.

Herzog. Für wen?

Herzogin. Für Sie.

Herzog. Ich will es versuchen, denn ich kenne das Ende. Haben Sie also die Güte mir zu antworten. (Mit drohender Stimme.) Sie sind die Maitresse des Herrn Gerard.

Herzogin. Nein.

Herzog. Aber Sie lieben ihn?

Herzogin. O ja! Und aus ganzer Seele!

Herzog. Und Sie wollen mir glauben machen ...

Herzogin. Nichts. Sie fragen mich und ich antworte die Wahrheit.

Herzog. Gleichviel übrigens! Ihr Brief ist in Ausdrücken gehalten, welche zwischen dem Wahrscheinlichen und dem Wahren keinen Unterschied zuläßt, und dieser Brief allein genügte schon, Sie als schuldig verurtheilen zu lassen, falls es zu einem Scheidungsprozeß kommen sollte ...

Herzogin. Wozu ich bereit bin.

Herzog. Den ich aber vermeiden will, wenigstens jetzt.

Herzogin. Aber ich fordere ihn.

Herzog. Nein, denn vorher würde ich Herrn Gerard fordern und tödten.

Herzogin. Wenn er Sie nicht tödtet. Was mich betrifft, so sterbe auch ich, wenn er stirbt.

Herzog. Redensarten!

Herzogin. Eine Frau, wie ich, thut, was sie sagt.

Herzog. Dann bleibt mir noch ein letztes Mittel.

Herzogin. Nämlich?

Herzog. Ihnen zu verzeihen.

Herzogin. Sie mir verzeihen? Womit?

Herzog. Mit der Liebe, die ich für Sie fühle.

Herzogin. Scherzen wir nicht, mein Herr. Ich versichere Sie, die Stunde ist feierlich.

Herzog. Warum sollte ich Sie nicht lieben?

Herzogin. Weil Sie mich nie geliebt haben.

Herzog. Ich kann bereuen und meinen Fehler gut machen. Ich kannte Sie nicht, ich werde Sie kennen lernen. Solche Veränderungen sieht man täglich in den Familien. Wäre ich der erste Gemahl, der seine Fehler wieder gut macht?

Herzogin. Wo hinaus wollen Sie?

Herzog. Sie sind offen gegen mich, ich will es auch sein. Als ich diesen Brief, der für einen Andern war, gelesen hatte, da ging etwas Seltsames in mir vor. Obgleich die Worte dieses Briefes die der zärtlichsten Liebe sind und Sie in den Augen der gerechtesten Richter beschuldigen müßten, so fühlte ich doch sogleich, daß Sie ebenso unschuldig und rein sind wie am Tage, wo ich Sie aus den Händen Ihres Vaters erhielt. So ist das menschliche Herz! Statt jenem Manne zu zürnen, habe ich ihn beneidet. Statt Sie anzuklagen, habe ich Sie verstanden und ich redete mir gerne ein, der Brief sei an mich gerichtet. Ich las ihn wieder und sagte mir: Welche Beredtsamkeit! welche Offenheit! welcher Adel! Ich muß eines Tages von derselben Person einen solchen Brief erhalten! Dies ist die Stimmung, in der ich vorhin dies Zimmer betrat. Es sind Gefühle, die für mich, wie für Sie neu sind. Wollen Sie wissen, was meine Haltung gegen Herrn Gerard veranlaßt hat? Es ist eine Regung von Eifersucht, deren ich mich eine Stunde zuvor niemals für fähig gehalten hätte und welcher ich nicht zu widerstehen vermochte. Ich wollte Sie vor diesem Manne erniedrigen, den Sie lieben und dem die Liebe zu Ihnen verbot, mir anders zu antworten, als er gethan; aber ich bin bereit ihm die Hand zu reichen, wenn er wieder kommt. Dies hängt von Ihnen ab. Während Sie mir Unrecht thun und mich fragen, welch macchiavellischen Plan ich fasse, um Ihnen diesen Brief so theuer wie möglich zu verkaufen, suche ich nach einem Mittel, um Ihnen denselben so galant wie möglich zurückzugeben und bin bereit, ihn gegen die einzige Hoffnung umzutauschen, eines Tages einen ähnlichen Brief von Ihnen zu empfangen. Da Ihr Gemahl so ungeschickt war, Sie nicht schätzen zu können, so erlauben Sie mir, daß ich Sie von ihm befreie und mein Möglichstes thue, um ihn vergessen zu machen. Ich beklage vielleicht ein wenig diesen Zorn von vorhin, der Ihnen vorzüglich ließ: aber es wird mir ein Vergnügen sein, Sie zu beruhigen, und die Nachsicht wird Sie nicht minder gut kleiden. Gewiß, ich bin nicht mehr derselbe Mann, seit ich diesen Brief gelesen habe, wahrscheinlich weil Sie nicht mehr dieselbe Frau sind, seitdem Sie ihn geschrieben haben. Sagen Sie ein Wort und ich gebe Ihnen diesen Brief wieder ... (Er reicht ihr den Brief.)

Herzogin (aufstehend). Behalten Sie ihn!

Herzog. Sie sind ebenso grausam als unklug.

Herzogin. Es ist wahrscheinlich, daß die eigenthümliche Rede, die Sie eben hielten, irgend einen Hintergedanken verbirgt. Lieber glaube ich dies, als daß ich annehme, Ihre Beleidigung sei noch größer, indem Sie Ihre Ehrlosigkeit auf die Spitze treiben und aufrichtig sind. Ich will das nicht untersuchen und will nichts wissen. Da aber diese Unterredung, die Sie gefordert haben, voraussichtlich die letzte sein dürfte, die wir miteinander haben, so will ich — komme was da will! — daß dieselbe klar und treffend sei. Als wir uns heiratheten, liebte ich Sie nicht, aber ich glaubte entschieden, daß ich auch den Mann nicht mehr liebe, der aus Würde auf mich verzichtet hatte. In meiner Unkenntniß der Welt, verlangte ich nur Eins: ihn zu vergessen. Wenn Sie damals, aus Ueberzeugung oder nicht, die Sprache mir gegenüber geführt hätten, wie soeben, so ist es wahrscheinlich, daß ich eine glückliche und treue Frau geworden wäre. Ein Mann braucht so wenig, um

eine junge Frau zu gewinnen, welcher Gott und die Menschen lehrten, sie habe alle Pflichten und er habe alle Rechte. Unglücklicherweise hatten Sie mich aber nur geheirathet, um die Tollheiten, die Fehler und die Sünden Ihres vergangenen Lebens bezahlen und um dieses Leben nach Ihrem Belieben weiterführen zu können. Ihre Freunde fingen an, für Sie zu erröthen, Ihre Familie machte sich bereit, Sie zu verleugnen. Ihre Welt wartete nur auf einen Anlaß, um Sie auszustoßen. Ihr Club stand im Begriff, Sie wegen Spielschulden hinauszuwerfen, als Sie durch einen sauberen Handel, den ich zu errathen beginne, durch Ihre Heirath mit mir, in den Stand gesetzt wurden, Ihre Gläubiger zu befriedigen. — Alles dieses wußte ich nicht, verstehen Sie mich wohl. Wohlan, dies Alles, mein Herr, hätte ich Ihnen vergeben. Ich verzeihe es Ihnen, weil es nicht ganz Ihre Schuld ist. Man hat Sie im Luxus, im Müßiggang und im Vergnügen auferzogen, man hat Ihnen weder Arbeit, noch Energie gelehrt und Sie haben die Achtung vor sich selbst verlernt. Aber was ich Ihnen nicht verzeihe und was mich Sie hassen und verachten läßt, daß ist, daß Sie nicht einmal die Frau geachtet und geschätzt haben, welche Sie nicht nur der Achtung wiedergab, sondern auch dem Respekt der Anderen und welche Sie in Ihre Welt aufs Neue einsetzte, in welche Sie sie einführen sollten, — daß Sie betrunken das Brautgemach betraten! ... Diese Erinnerung hatte ich im tiefsten Grund meiner Seele vergraben und sie wäre niemals über meine Lippen gekommen, wenn Sie nicht die Kühnheit gehabt hätten, mir von Neuem anzubieten, was Sie Ihre Liebe nennen! ... Elender! ...*)

Zu dieser Scene seien mir einige Bemerkungen vergönnt.

Wenn wir fragen, hat diese Frau das Recht, auf solche Art zu ihrem Gatten zu sprechen, so muß entschieden mit Nein geantwortet werden. Ihr Mann mag noch so sehr gefehlt haben und ein denkbarst möglicher Taugenichts, ein Spieler, Wüstling und feiger Schurke sein. — Dumas hat ihm in diesem Auftritt Worte in den Mund gelegt, welche einem aufrichtig bereuenden Herzen entströmen. Jedenfalls berechtigen die vergangenen Fehler ihres Gemahls die Herzogin nicht, ihn auf solche Weise abzufertigen — um sich gleich darauf in die Arme ihres Geliebten zu werfen. Wenn diese Frau so viel darauf hält, daß man ihr Achtung erweise, so muß sie vor Allem dafür sorgen, daß sie den geforderten Respect verdient. Die Herzogin de Septmons ist aber durchaus nicht in der Lage, Andere so streng verurtheilen zu können, denn sie hätte zum Allermindesten ihre Pflicht nicht vergessen und Gerard nicht empfangen sollen. Mit einer räthselhaften Hast ergreift sie den ersten besten Anlaß zum Bruch. Sie ist empört darüber, daß der Herzog ihren Brief eröffnet hat; doch muß man gestehen, daß seine Schuld in diesem Punkte keineswegs so unverzeihlich ist. Der Herzog hat gethan, was wohl jeder andere Ehemann in seiner Lage ebenfalls gethan hätte. Seine Frau hatte ihm genügenden Grund zum Mißtrauen und Verdacht gegeben und ihre Aufführung entschuldigt jedenfalls jene Indiscretion. Wenn man bedenkt, wie wenig zurückhaltend die Herzogin sich ihrem Geliebten gegenüber zeigt, wie sie sich ihm, sobald er erscheint, an den Hals wirft und wie selbst der Eintritt eines Bedienten die zärtliche Gruppe keineswegs stört, — dann müssen wir uns entschieden trotz alledem auf die Seite des Gemahls stellen und gegen die pflichtvergessene Frau Partei ergreifen. Das Benehmen der Herzogin ist kopflos. Sie verweigert die Annahme des sie compromittirenden Briefes, sie überschüttet den reuigen Gemahl mit Beleidigungen, sie gesteht ihre Liebe zu Gerard, sie prophezeit ihm, daß ihr Geliebter ihn tödten werde und daß es ihm ganz recht geschehe. „Verzweifl' und stirb!" Diese unglaubliche Herzogin ist eben aus der Schule des Doktors Remonin, dessen Theorie vom nothwendigen Untergang fauler Elemente ihr ungemein imponirt hat. Sie weiß von ihm, daß der Herzog längst ein todter Mann und sein Verschwinden nur eine Frage der Zeit ist. Septmons ist ein Vibrion. Was bedeutet dies? Lassen wir den hochgelehrten Professor der Faculté des Sciences seine Theorie in extenso entwickeln. Dieses Mitglied des Instituts behauptet zwar fortwährend, er habe nicht einmal zum Essen und Schlafen Zeit, findet aber immer und überall Gelegenheit, endlose Vorträge in Salons und Boudoirs zu halten. So auch einmal im zweiten Act bei einem Tête-à-tête mit der geistvollen Marquise de Rumières.

Rumières. Sagen Sie mir einmal, Remonin, — Sie, der in seiner Eigenschaft als Ge-

*) Diese und die folgende Scene sind für die Neuen Monatshefte aus dem ungedruckten Original übersetzt.

lehrter sich anmaßt, Alles erklären zu können — Sagen Sie mir, ob Sie diese meine Frage lösen können. Wie kommt es, daß es so viele unglückliche Ehen gibt, während doch eine Menge von Liebe auf Erden existirt, daß man immer nur von ihr sprechen hört?

Remonin. Ich würde Ihnen dies vollkommen erklären, wenn Sie keine Frau wären.

Rumières. Ist es unanständig?

Remonin. Nein, aber abstrakt.

Rumières. Und ich bin zu unwissend?

Remonin. Sie sind zu zerstreut.

Rumières. Versuchen Sie es.

Remonin. Sobald Sie mich nicht mehr verstehen, müssen Sie es mir sagen.

Rumières. Mit anderen Worten: ich muß Sie bis zu Ende anhören, um nicht für dumm gehalten zu werden. Wohlan.

Remonin. Nun, daß die Ehen, trotz der vielen Liebe, selten glücklich sind, kommt daher, daß Liebe und Ehe gemäß wissenschaftlicher Forschung auch nicht im geringsten Verhältniß zu einander stehen. Sie gehören zu zwei total verschiedenen Disciplinen.

Rumières. Ah! zu welcher gehört denn die Liebe?

Remonin. Zur Physik.

Rumières. Und die Ehe?

Remonin. Zur Chemie.

Rumières. Erklären Sie mir das.

Remonin. Die Liebe entsteht in einem gewissen Alter, ganz unabhängig von jedem Willen und ohne bestimmtes Object. Man empfindet das Bedürfniß zu lieben, noch ehe man jemand liebt. Daher gehört die Liebe zur Physik, welche von den innern Eigenschaften der Wesen handelt. Die Ehe aber ist eine sociale Combination, welche ins Gebiet der Chemie gehört, denn diese handelt von der Einwirkung der einen Elemente auf die andern, und den daraus entstehenden Erscheinungen. Die großen Gesetzgeber, die großen Religionsstifter, die großen Philosophen, welche die Ehe auf der Basis der Liebe einsetzten, haben also ganz einfach Physik und Chemie getrieben und zwar die schönste und höchste, denn sie hatten den Zweck, daraus die Familie, die Moral, die Arbeit und also das Glück der Menschen zu gewinnen, welches in diesen drei Dingen enthalten ist. So lange man dieser ersten Idee treu bleibt und zwischen zwei zur Vereinigung passenden Elementen wählt, geht alles von selbst. Das Experiment geschieht und das Resultat ist da. Aber wenn man unwissend und ungeschickt genug ist, um mit Gewalt zwei widerstreitende Elemente vereinen zu wollen, dann ergibt sich statt einer Verschmelzung eine Scheidung und beide Elemente stehen sich ewig einander gegenüber, ohne sich jemals vereinigen zu können. Da aber in der menschlichen Ordnung auch eine Seele existirt, das Mittelding zwischen Gott und Mensch, und da Gott den Menschen straft, der eine Seele verachtet oder beseitigt, so gibt es hier nicht nur eine Scheidung, sondern auch eine Katastrophe: daher die Explosionen, die Zerwürfnisse, die Dramen.

Rumières. Ah, dann sind also Ihrer Theorie zufolge der Herzog und die Herzogin . . .

Remonin. Zwei nicht zusammenpassende Elemente, die sich niemals vereinigen werden, es sei denn, daß . . .

Rumières. Es sei denn? . . .

Remonin. Es sei denn, daß ein neues Element vermittelt und die beiden ersten sich zu verschmelzen zwingt.

Rumières. Und dieses dritte Element?

Remonin. Das interessirt Sie?

Rumières. Wider Willen.

Remonin. Nun denn, dies dritte Element ist gerade dasjenige, welches beim ersten Experiment fehlt und dessen Mangel das Resultat verhindert: Die Liebe.

Rumières. Aber die Liebe unter welcher Form?

Remonin. Es gibt deren drei: Das Kind, oder die Kindes- und Mutterliebe, dann die Religion oder die göttliche Liebe und endlich der Geliebte oder die irdische Liebe. Die Frau, welche nicht in der Ehe die Liebe gefunden hat, kann noch durch die eine dieser beiden Arten von Liebe gerettet werden. Die Herzogin hat keine Kinder; Sie sehen, sie ist instinctiv heute Morgen zur Kirche gegangen. Wenn sie dort nicht Trost findet, dann bleibt nur noch der Geliebte.

Rumières. Aber der Geliebte rettet nicht, er stürzt ins Verderben, er heilt nicht, er gibt den Todesstoß.

Remonin. Das hängt vom Geliebten ab.

Rumières. Glauben Sie, es gibt Männer, welche verliebt und edel genug sind, um die geliebte Frau zu respectiren?

Remonin. Ich bin davon überzeugt. Sie scheinen es aber nicht zu glauben.

Rumières. Ich verstehe, daß zwei Chinesen aus Porcellan sich ewig am Kamin ansehen, namentlich wenn eine Pendule zwischen ihnen steht. Aber ein Franzose und eine Französin aus Fleisch und Bein — nein, das glaube ich nicht. Haben sie denn nie geliebt?

Remonin. Nein, ich hatte keine Zeit dazu. Und Sie, Marquise?

Rumières. Ich? Ich liebte meine Kinder.

Remonin. Und Ihren Gemahl? . . .

Rumières. Herrn de Rumières?

Remonin. Ja.

Rumières. O gewiß nicht. Er war ein guter Mann, aber er hielt gar nichts darauf.

Remonin. Und außer Ihrem Gemahl?

Rumières. Ich kann mich auf nichts besinnen. Nein, wirklich . . . nur hier und da in Gedanken . . . Abends auf dem Land, wenn Musik ertönte und ich nach dem Mond empor sah . . . Es war aber mehr der Wunsch, geliebt zu werden, als die Sehnsucht, selbst zu lieben. Denn ich glaube, wir Frauen lieben nicht: es gibt nur gewisse Männer, von denen wir geliebt sein wollen. Und gerade dies läßt glauben, daß wir lieben; aber sobald wir einmal Liebe eingeflößt und triumphirt haben, dann ist es gar nicht selten, daß wir wieder an andere Dinge zu denken beginnen. Endlich schienen mir Alle, welche von dieser Tollheit ergriffen waren, immer so komische Gesichter zu schneiden, daß ich niemals ihnen hätte gleichen mögen. Kurz, ich habe mich zu meiner Ehre aus der Sache gezogen, das darf ich sagen, und befinde mich sehr wohl dabei. Die Form, die Sie das Kind nennen, hat mich gerettet. Mein Sohn erzählt mir seine Herzensgeheimnisse. Er gleicht darin seinem Vater, der sehr viele hatte, aber er gleicht auch mir und das tröstet mich. Meine Tochter hat mich schon zur Großmama gemacht. Diese Mädchen sind unbarmherzig: sie machen aus ihrer Mutter eine Großmama mit einer unerhörten Naivetät; sie finden das ganz natürlich. Summa Summarum, ich habe meinem Leben nichts vorzuwerfen und sehe demjenigen Anderer zu, indem ich mich manchmal dafür interessire. Ich bin wie die Abonnenten der Großen Oper, welche das ganze Repertoire auswendig wissen, die aber doch gewisse Stücke mit Vergnügen anhören und die Debütanten ermuthigen. Ihr junger Mann aber, der in einem Lande wie dem unsrigen immer und immer platonisch liebt, ist ein gar seltener Vogel, den ich gerne sehen möchte. Wollen Sie ihn mir zeigen?

Remonin. Wann es Ihnen beliebt.

Rumières. Wo ist er?

Remonin. In Paris.

Rumières. Zufällig?

Remonin. Paris ist keine Stadt, wo man zufällig ist. Auch gibt es gar keinen Zufall: er ist der Gott der Unwissenden.

Rumières. Dann weiß er also, was er thut?

Remonin. Ja. Er liebt noch immer und kommt in die Nähe Derjenigen, die er liebt. Die Lehre von der Anziehungskraft.

Rumières. Also Physik.

Remonin. Richtig.

Rumières. Und nachher?

Remonin. Nachher?

Rumières. Ja. Ich setze voraus, daß die Herzogin und Ihr Herr Gerard die allerreinste Liebe fühlen. Wenn sie sich aber einmal durch einige Jahre genug angesehen haben, was dann? Denn schließlich müssen die Dinge doch ein Ende haben, selbst wenn sie gar keinen Anfang hatten. Was nachher?

Remonin. Nachher? Ich denke, sie heirathen sich dann.

Rumières. Wie? sie heirathen sich?

Remonin. Gewiß; sie lieben sich ja.

Rumières. Gut, aber der Gemahl — der Herzog — mein Cousin? Mein Cousin! Was fangen Sie denn mit ihm an?

Remonin. Das ist nicht meine Sache. Er wird im nöthigen Moment verschwinden. Die Götter werden vermitteln.

Rumières. Wie in den antiken Trauerspielen.

Remonin. Ganz wie Sie sagen. Und die Alten hatten Recht. Sie wußten so gut wie wir und vielleicht noch besser, daß die moralische Welt nach den nämlichen Gesetzen regiert wird, wie die physische Welt, daß in der einen, wie in der andern dieselbe Harmonie ist und daß die Vermittelung der Götter nichts weiter war als die logische Folge, das unausweichliche Fatum, welches sich aus den menschlichen Thaten ergibt.

Rumières. Aber wie wird mein Cousin verschwinden, denn er lebt noch und ist sehr lebendig?
Remonin. Das scheint nur so, weil er ißt, weil er trinkt, weil er sich bewegt, weil er menschliche Gestalt hat. Aber das ist eine Täuschung. Er ist kein Mensch.
Rumières. Was ist er denn?
Remonin. Ein Vibrion.
Rumières. Was sagen Sie?
Remonin. Ich sage: ein Vibrion.
Rumières. Was ist denn das?
Remonin. Wie? Sie sagen, daß Sie meine Artikel lesen und kennen die Vibrionen nicht einmal! Ich werde Ihnen welche zeigen. Es ist allerliebst. Es sind Vegetabilien, welche aus der theilweisen Fäulniß der Körper entstanden sind und die man lange Zeit für Infusorien gehalten hatte wegen der ihnen eigenen kleinen, wellenförmigen Bewegung, die man blos durch das Mikroskop wahrnehmen kann. Sie haben die Aufgabe, die gesund gebliebenen Theile des fraglichen Körpers anzugreifen, aufzulösen und zu zerstören. Sie sind die Arbeiter des Todes. Nun denn, die Gesellschaft ist ein Körper wie jeder andere: zu gewissen Zeiten gehen einzelne Theile desselben in Fäulniß über und erzeugen die Vibrionen in menschlicher Gestalt, welche man für wirkliche Menschen hält, ohne daß sie es sind, und welche ohne Unterlaß ihr Möglichstes thun, um den socialen Körper anzugreifen, aufzulösen und zu zerstören. Glücklicherweise will die Natur nicht den Tod, sondern das Leben. Der Tod ist blos eines ihrer Mittel, das Leben ist ihr Zweck. Sie widersetzt sich also diesen Agenten der Zerstörung und wendet gegen sie die Principien an, die sie vertreten. Dann sieht man wohl, wie der menschliche Vibrion eines Tages, wo er zu viel getrunken, das Fenster für die Thüre nimmt und sich auf dem Straßenpflaster das zerschmettert, was ihm als Kopf diente, oder wie er, wenn das Spiel ihn ruinirt oder seine Vibrionin ihn betrogen hat, einen Pistolenschuß dahinein abfeuert, was er für sein Herz hielt; oder wie er auf einen größeren und stärkeren Vibrionen stößt, der ihm Halt gebietet und ihm den Garaus macht. Dann vernimmt man ein Geräusch. (Er bläst ein wenig Luft zwischen den Lippen durch.) Das was man für die Seele des Vibrionen nahm, fliegt davon in die Luft, aber nicht sehr hoch. Der Herr Herzog stirbt. Der Herr Herzog ist todt. Gute Nacht!
Rumières (seine Hände ergreifend). Sie sind vollkommen verrückt.
Remonin. Man hat es gesagt, — man hat es sogar gedruckt, aber es ist nicht ganz gewiß.

Wie man sieht, predigt dieser neueste Gelehrtentypus des Herrn Dumas, eine praktische, aber im Grunde höchst bedenkliche Moral. Er ist der würdige Nachfolger der landläufigen Moralisten neufranzösischer Dramatik. Diese strengen Philosophen tragen meist sehr schätzenswerthe Principien und eine heilige Entrüstung über die Verderbtheit ihrer Umgebung zur Schau: im Grunde aber meinen sie es gar nicht so schlimm, im Sumpfe, worüber sie Zeter schreien, ist es ihnen so kannibalisch wohl, daß sie ihn eigentlich um keinen Preis der Welt missen möchten. Sie predigen Wasser und trinken heimlich Wein. Ich erinnere hier nur an Desgenais in Barrière's „Parisiens", der von tugendhaften Tiraden überfließt und ohne Weiteres eine Infamie erträgt, ferner an Bordognon in Augier's „Lionnes pauvres", der gegen die Halbwelt eifert, aber ihre Schulden bezahlt und ihre Armuth ausnutzt, und endlich an Olivier de Jalin in „Demimonde", der die Baronin d'Ange entlarvt und sich mit Vergnügen ihrer Zärtlichkeiten erinnert. Der absurdeste von Allen ist ohne Zweifel dieser Doctor Remonin, welcher fortwährend vom Sieg des Guten über das Böse spricht, sich in die Liebesintrigue einer verheiratheten Frau mischt und derselben sogar den ersehnten Galan zuführt, indem er zu sich selbst sagt: „Wenn mich nur keiner meiner Collegen vom Institut sieht!" und die Herzogin mit der Erwägung zum Ehebruch ermuntert, daß ihr Mann ja nur eine vibrio lineola sei, die man gelegentlich auf die Seite schafft. Das merkt sich seine Schülerin natürlich gleich. „Bah, ein Vibrion! Ist sein Leben nicht unnütz? Hat er auch das Recht zu leben? Nein! also fort mit ihm!" Daher ihre ebenso ungenirte, als summarische Art, wie sie ihn in der mitgetheilten empörenden Scene behandelt, wie sie seine Reue verschmäht und wie sie ihm ihre Liebe zu Gerard eingesteht. Sie hat es ja nur mit einem Vibrionen zu thun. Diese eigenthümliche Auffassung der Ehe, welche die Herzogin beurkundet, ist entschieden nur dem saubern Erfinder der Vibrionentheorie aufs Kerbholz zu schreiben. Der Herzog ist ein todter Mann, hat er gesagt, und seine Schülerin, ihr Vater und ihr Geliebter beeilen sich das übliche Quod erat demonstrandum hübsch practisch folgen zu lassen. Wir werden sehen, wie.

Nach dem Bruch mit seiner Frau bleibt dem Herzog nichts Anderes übrig als sich mit Gerard zu schlagen. Das übliche Duell wird eingeleitet. Gerard kommt und verlangt vom Herzog eine Erklärung über den Sinn der zweideutigen Worte, die derselbe in Betreff seiner Mutter hatte fallen lassen. Der Vibrion bestreitet die beleidigende Absicht. „Gut, dann will ich Sie jetzt beleidigen!" ist die Antwort des Ingenieurs, die er mit einer drohenden Bewegung begleitet. Das wollte gerade der Herzog: nun ist er beleidigt und hat die Wahl der Waffen. Er wählt den Degen, womit er sicher ist, seinen Mann zu tödten. In der Herbeiführung solcher theatralischen Ehrenconflicte sind die Franzosen in der Regel sehr geschickt, doch verdirbt Dumas diesen wirksamen vierten Actschluß, weil er zu viel beweisen will. Papa Moriceau, der am allermeisten Grund hätte, sich so still wie möglich zu verhalten, nimmt emphatisch Partei gegen seinen Schwiegersohn und für den Geliebten seiner Tochter. Noch mehr, er stellt sich Gerard als Zeuge im Duell und dieser nimmt es an. Nur die Galerien können diesen Coup beklatschen.

Die Vorbereitungen zum Duell nehmen den ganzen fünften Act in Beschlag. Alles athmet auf und sieht schon in Gedanken, wie das arme Infusorium von einem Herzog verschwindet. Die Herzogin fühlt nicht den geringsten Gewissensbiß; dem ehemaligen Besitzer der drei Sultane übt der Muth in der Brust seine Spannkraft und die Marquise de Rumières kommt, ihre Freundin mit den Worten zu trösten: „Seien Sie ruhig! Gerard wird ihn tödten!" Auch Gerard, der von dem Verfasser als ein Muster von Tugend geschildert ist, hat die Stirn unter sothanen Umständen Diejenige zu besuchen, welche man ihm zur Maitresse gibt. Der saubere Doctor aber bemerkt dazu: „Ah, da ist Gerard, der die Herzogin zu besuchen kommt! Lassen wir die Liebenden allein!" Es geschieht! . . .

Unterdessen sieht sich der arme Vibrion nach einem Secundanten um. Er trifft just einen auf der Durchreise begriffenen Amerikaner, der bisher ganz unnützer Weise ab und zu im Stücke auftrat und den sich Dumas zum Deus ex machina ausersehen hat. Dieser Halbwilde, denkt der Herzog, kümmert sich weder um das Warum noch um das Wie und führt eine treffliche Klinge. Statt also zu einem seiner zahlreichen Freunde zu gehen, bittet er einen Fremden, ihm als Zeuge zu assistiren. Diese Scene ist meines Erachtens die beste und wirksamste des ganzen Stückes, so unwahrscheinlich sie auch sein mag. In diesem Punkt darf man überhaupt nicht zu streng sein: auf der Bühne ist Alles Convention; genug, wenn der Dichter es verstanden hat, die bloße Möglichkeit plausibel zu machen. Und dies hat Alexander Dumas hier erreicht.

Der Yankee ist nach dem Muster aller Romanamerikaner geschnitten. Im „Onkel Sam" hat Sardou ein ganzes Dutzend auf die Bretter gestellt. Mr. Clarkson ist eine geschickte Copie mit den prononcirten Eigenschaften des Typus: ungeschliffen, barsch, immer eilfertig, klarer Kopf, flinker Rechner, ohne Rücksicht auf seine Mitmenschen, nur Geschäftsmann. Er hört den Herzog ruhig an und ist sogleich bereit, ihm gefällig zu sein. Doch will er immerhin einige Details über die Art und Weise des Rancontres. Nun folgt ein feiner Zug: je mehr der Herzog seine Lage schildert und seine Frau beschuldigt, desto schuldiger und strafbarer erscheint er dem Amerikaner: Septmons ist genöthigt, von seinem Leben oder wenigstens einem Theil desselben den Schleier zu heben. Als aber der Sohn der neuen Welt erfährt, daß der Vibrion seinen Namen verkauft, um seine Schulden zu bezahlen, daß er den Liebesbrief seiner Frau unterschlagen hat und daß er dieses Schreiben als Waffe gegen die, wie er selbst behauptet, unschuldige Frau benutzen will, indem er den compromittirenden Brief seinem Zeugen übergibt, um denselben im Falle seines Todes vor Gericht deponiren zu lassen und so die Vermählung seiner Wittwe mit ihrem Geliebten, dem Mörder ihres Gemahls, unmöglich zu machen: da empört sich sogar das eisige Herz des Zahlenmenschen, und im ruhigsten Ton von der Welt sagt er zum Herzog: „Mein lieber Herr, was Sie mir da erzählen, ist ganz einfach die Geschichte eines Narren. Ja, mein Herr, Sie sind ein Narr!" Der Herzog erhebt sich wüthend und fordert Genugthuung, sobald er die Parthie mit Gerard ausgefochten habe. Clarkson hat keine Zeit zum Aufschub, denn man erwartet ihn in

Amerika. Er besteht trotz des Herzogs Weigerung auf sofortige Ausfechtung der Sache, umsomehr, als er erfährt, daß der Gegner des Vibrionen kein Anderer ist, als der Ingenieur Gerard. Mit diesem unterhandelt aber der Yankee schon seit längerer Zeit wegen eines bessern Prozesses der Goldwäsche, den Gerard erfunden hat und der für Clarkson von größter Wichtigkeit ist. Der Herzog will zuerst Gerard zum stillen Mann machen, bevor er sich in ein Duell mit dem gefährlichen Amerikaner einläßt. „Oho!" antwortet aber dieser. „Glauben Sie denn, daß ich Sie einen Mann tödten lasse, der mir 25 Procent auf meinen Kosten erspart?" Kurz, der Herzog de Septmons nimmt das sofortige Duell an. Sie schlagen sich in der Nähe des herzoglichen Hôtels. Der Vibrion wird natürlich getödtet und gestattet damit die Vereinigung von Gerard und der geborenen Moriceau. Alle Personen des Stückes kommen auf die Scene und freuen sich, daß der Vibrion sein Scheinleben aufgegeben hat. Ein Polizeicommissar tritt auf und bittet den Doctor, den Tod des Vibrionen zu constatiren. „Mit Vergnügen!" lautet dessen ungemein bezeichnende Antwort und das Stück ist aus.

Ich habe hier den wesentlichen Inhalt dieser ebenso interessanten als verfehlten Novität wiedergegeben. Aber die Fremde, l'étrangère? Mein Kunststück, das Drama inhaltlich zu erzählen, ohne die Rolle der Titelheldin auch nur flüchtig zu streifen, hat Dumas schon dadurch erleichtert, daß in seinem Stück keine unnützere Figur existirt, als diejenige, die ihm den Namen gegeben hat. Lucus a non lucendo. Die Fremde bleibt durchgängig fremd — der Handlung. Sie erscheint zwar zu drei Malen und drängt sich fortwährend in den Vordergrund; sie ist aufdringlich ohne Berechtigung. Wer ist nun die Fremde?

Sie ist eine Farbige, die Tochter eines Weißen und einer Mulattin und von wunderbarer, verführerischer Schönheit. Sie war die Sklavin eines nordamerikanischen Pflanzers, der ihre Mutter verführt hatte und dann unter Peitschenhieben verröcheln ließ. Seither war ihr einziger Gedanke, sich an der ganzen verhaßten Rasse zu rächen. Sie begann damit, indem sie die beiden Söhne ihres Herrn und Meisters in Liebe für sie entbrennen und einen durch den andern tödten ließ. Sie setzte sich darauf in Bereitschaft, die neue Welt zu verlassen und das faule Europa mit ihrer Gegenwart zu beglücken, um ihrer Neigung im größeren Maßstabe fröhnen zu können. Bevor sie aber von der Union schied, vereinigte sie sich durch einen sonderbaren Pakt, halb aus Liebe, halb aus Geldsucht, mit eben dem Clarkson, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben. Sie führte seinen Namen und Beide kamen überein, daß er zu ihr oder sie zu ihm reisen sollte, wann es Zeit sei, zu einem einzigen Vermögen alle ihre Ersparnisse zu vereinigen, welche er als Goldsucher in Kalifornien und sie als Rächerin der schwarzen Rasse in Europa erzielt haben werden. Sie zieht hierauf nach Paris, dem Mikroskosmus der alten Welt. Die Geldsendungen Clarksons, die keineswegs galante Geschenke, sondern einfache Vorschüsse zum Besten der gemeinsamen Kasse sind, genügen ihr anfangs zur Bestreitung des Luxus; bald aber bedarf sie dieser Hülfe nicht mehr, denn die verschwenderische Pariser Jugend entdeckt diese geheimnißvolle Fremde und belagert ihre Salons. Kein renommirter Lebemann in Paris, der nicht zu den Füßen der Etrangère schmachtet. Sie verkehrt mit Niemand von ihrem Geschlecht; sie empfängt nur Herrenbesuche und mit Recht sagt die Marquise de Rumières von ihr: „Sie ist keine Frau, sie ist ein Club!" Mit ihrem Blick fascinirt sie alle Pariser, denn er ist verheißungsvoll, während sie selbst doch nichts gewährt. Sie hat ihrem Gemahl, der erst noch nicht einmal ihr Gemahl ist, ewige Treue gelobt und hält den Schwur aufs Gewissenhafteste. Dieses dämonische Weib, das sich Allen zu verkaufen scheint und sich doch Keinem hingibt, ist eine schlechte Copie der Titelheldin des lesenswerthen: Chaste et infame vom Prinzen Lubominski und dürfte in einem Roman jedenfalls besser am Platze sein.

Es ist nicht uninteressant zu verfolgen, wie Dumas diese Figur mit der Haupthandlung, welche man maliciös Le Gendre de Monsieur Moriceau betiteln könnte, zu verschmelzen gesucht hat. Das schwierige Experiment ist ihm zwar mißlungen, weil es überhaupt nicht auszuführen war, aber des Autors Geschicklichkeit, das Unmögliche dramatisch möglich zu machen, ist darum doch nicht zu verkennen. Die verschiedenen

Spielarten der Liebe sind es, welche Mistreß Clarkson mit den vier Hauptpersonen des Moriceau'schen Familiendramas verbinden. Da ist vor Allem Ehren-Moriceau selbst mit seinem saubern Schwiegersohne, die Beide mit der Vierge du Mal, wie die Fremde einmal treffend genannt wird, auf das Sonderbarste liirt sind. Unter den platonischen Anbetern von Mrs. Clarkson nahm der Herzog de Septmons vor seiner Vermählung eine gewichtige Stellung ein. Erst ruinirte sie ihn, dann benutzte sie seinen aristokratischen Namen, um die ehrfurchtsdummen Bürgerlichen in ihren Salon zu locken; dafür lieh sie ihm einen Theil seines Vermögens, das er für sie ausgegeben hatte. Um wieder zu ihrem Gelde zu kommen, wurde beschlossen, der Herzog müsse sich verheirathen. Die Mistreß übernahm die Ausführung des Projects. Der ergatterte Schwiegervater des verlumpten Herzogs wurde eben der ehemalige Besitzer der drei Sultane, welcher ebenfalls die unersprießliche Anbetung der Fremden betreibt. Das Geschäft kam zum Abschluß: Moriceau kaufte „einen sechshundertjährigen Adel", der Herzog erheirathete zehn Millionen und bezahlte der Amerikanerin seine Schulden im Betrage von 150000 Francs doppelt und dreifach, denn sie treibt nicht nur mit ihrer Schönheit sondern auch mit ihrem Gelde Wucher. Aber auch mit der Herzogin und deren tugendhaften Seladon bringt Dumas sie in Verbindung. Ihr Herz, das für die schnöde Männerwelt bislang nur Haß und Verachtung gefühlt hat, entbrennt plötzlich in verzehrender Liebe für einen Helden vom starken Geschlecht, der leider just der Geliebte der Herzogin sein muß, für den Ingenieur Gerad. Daraus ergibt sich naturgemäß ein Conflict zwischen diesen beiden Frauen, dessen geringe Neuheit und gänzliche Ueberflüssigkeit keineswegs durch die Art und Weise entschuldigt wird, womit er in Scene gesetzt ist.

Die Fremde beherrscht den ersten und dritten Act, veranlaßt den zweiten und erscheint am Ende des Stücks wieder, um einige Sätze zu sprechen, die besser fortblieben. Ihr erstes Auftreten ist überaus sorgfältig vorbereitet und wirkungsvoll ausgeführt.

In einem reservirten Salon der Herzogin de Septmons unterhält sich eine vornehme Gesellschaft von Herrn und Damen des aristokratischen Faubourg, während eine vom Herzog zu wohlthätigen Zwecken veranstaltete öffentliche Festlichkeit in dem Park und den übrigen Räumlichkeiten des Hôtels gefeiert wird. Mrs. Clarkson bildet das Thema dieses Klatsches: wir erfahren, wie viele Anbeter sie ruinirt und wie viele sie zum Selbstmorde getrieben hat. Mitten in dieser Unterhaltung läßt sich die Mistreß mittelst eines Billets anmelden, worin sie der Herzogin 25000 Francs für deren wohlthätigen Zweck gegen die Erlaubniß anbietet, in ihrem Salon eine Tasse Thee nehmen zu dürfen. Die Herzogin ist über die Verwegenheit der berüchtigten Courtisane entrüstet und antwortet, sie werde die ihr unbekannte Mrs. Clarkson empfangen, wenn sie ihr von einem Herrn aus ihrer Gesellschaft vorgestellt worden sei. Eine Pause peinlichen Stillschweigens: keiner von all' den anwesenden Herren, welche wie Moriceau und sogar der moralische Doctor, die Dame sehr gut kennen, hat den Muth, sich zum Ritter derselben aufzuwerfen. Plötzlich erhebt sich der Herzog und erklärt, er wolle der Pflicht der Gastfreundschaft gehorchen und selbst die verläumdete Frau vorstellen, um ihr eine öffentliche Schmach zu ersparen. Gleich darauf erscheint er mit der Fremden am Arm und stellt sie seiner Frau vor, die ihr verachtungsvoll eine Tasse Thee zuschiebt. Die Herzogin ist außer sich vor verhaltener Wuth, die Damen lispeln hinter ihren Fächern und die Herren wissen nicht, wie sich benehmen: nur Mrs. Clarkson beherrscht mit kaltblütiger Sicherheit die Situation. Gelassen berührt sie mit ihren Lippen die Tasse, unterschreibt einen Chec von 25000 Francs und weidet sich an der Verlegenheit der Herren, indem sie Alle als alte Bekannte anredet. Beim Abschied ladet sie die Herzogin zum Gegenbesuche ein und flüstert ihr heimlich zu: „Ich muß mit Ihnen über Gerad sprechen, den Sie lieben und der Sie wieder liebt, mehr als ich wünsche." Dann verläßt sie am Arm des alten Moriceau den Saal; die Herzogin schleudert die Tasse, woraus die Fremde getrunken hat, auf den Boden und schreit in höchster Erregung: „Oeffnet die Thüren! jetzt kann hier eintreten, wer will, nachdem dies Weib hier gewesen ist!" Damit endet sehr effectvoll der erste Aufzug: es ist neben der Forderungsscene im letzten Act die einzige wirklich dramatische Situation der ganzen Komödie.

Diese Scene bedingt den zweiten Act vollständig. Der Herzog erklärt seiner Frau, er bestehe darauf, daß sie den Besuch der Fremden erwiedere. Dann reden die Freundinnen und der Vater der gequälten Frau zu, ihrem Manne zu gehorchen. Ja, sogar Gerard, fordert sie auf, die präsumptive Maitresse ihres Gemahls zu besuchen und schwört ihr, daß er die Fremde keineswegs liebe. So entschließt sich also am Ende die Herzogin, dies Opfer zu bringen und Mrs. Clarkson zu besuchen, welcher der ganze dritte Act gewidmet ist. Dieser Gegenbesuch gibt der Fremden Gelegenheit, die famose Tirade von dreihundert Druckzeilen zu halten, worin die ehemalige Sklavin ihre Lebensgeschichte erzählt, was die Zuhörerin doch unmöglich interessiren kann. Das punctum saliens aber, die Doppelliebe beider Frauen zu einem Manne, was die Herzogin allein zu diesem Gang bestimmen konnte, wird am Schluße nur flüchtig berührt. Die Mistreß forderte die Herzogin komischerweise auf, ihren Liebhaber ihr abzutreten, welche Zumuthung die Herzogin trocken, als drehte es sich um einen Handelsartikel, einfach abschlägt. „Gut", lautet die Antwort, „also Krieg!" Was mag daraus Alles entstehen? Gar nichts. Zwar beginnt die Amerikanerin ihren Feldzugsplan damit, daß sie dem Herzog die Liebe seiner Frau zu Gerard entdeckt und dadurch gerade das Gegentheil des Gewollten bewirkt: statt den Herzog gegen seine Frau zu hetzen, wird der Vibrion ganz unerwartet von Reue über seine Vergangenheit und nicht wenig aufrichtiger Liebe zu seiner Gemahlin ergriffen. Es folgt die mißlungene Versöhnungsscene und das Familiendrama beginnt, wie ich es zu Anfang dieses Briefes geschildert habe. Der Herzog hätte aber das Verhältniß seiner Frau zu Gerard viel leichter erfahren können, ohne Mrs. Clarkson zu consultiren, denn seine Frau schreit es ja selbst in alle Welt hinaus. Die Rolle der Fremden ist aber mit dem dritten Act zu Ende; vom angekündigten großartigen Krieg erfahren wir nichts, und kein einziger Zuschauer denkt mehr an die Titelheldin, als sie sich am Schluß der Komödie dennoch bewogen fühlt, noch einmal aus den Coulissen zu treten. Sie constatirt den Sieg des Guten über das Böse und zeigt ihre Rückkehr nach Amerika an. Good bye!

L'Etrangère ist ein seltsames Stück und so recht das Werk eines von einer echt französischen Schriftstellermanie befallenen berühmten Pariser Autors. Die römischen Cäsaren überfiel der Größenwahn oder was Scherr so schlagend mit Kaiserwahnsinn bezeichnet, und während die deutschen Journalisten von der Dichteritis befallen werden, grassirt unter den Romanciers, Lyrikern und Theaterdichtern Frankreichs, denen der Erfolg in den Kopf stieg, die fixe Idee, Philosophen und Propheten zu sein. Ich erinnere nur an Victor Hugo, der vom Augenblick an ungenießbar wurde, wo er in jeden Vers einen philosophischen Zweck hineingeheimnissen wollte; an Balzac, der nichts mehr Bedeutendes schuf seit 1836, wo er, von seiner prophetischen Mission überzeugt, seine bisherigen Werke unter dem Titel La Comédie humaine in einer Gesammtausgabe vereinigte ... Dieselbe Krankheit hat auch schon vor längerer Zeit den jüngern Dumas erfaßt. Er debütirte mit Romanen und Dramen, welche ein glänzendes aber ungeschultes Talent bewiesen und jedenfalls von einer sorgfältigen Beobachtungsgabe Zeugniß ablegten. Er brachte in seine Bücher oder auf die Bühne, was er erlebt und gesehen hatte in jener zweideutigen Welt, in der er sich bewegte. Das war die Entstehungszeit der „Cameliendame" und der „Demimonde." Er war in jungen Jahren schon ein berühmter Mann geworden; der Erfolg setzte ihm den obengenannten Philosophenwahn in den Kopf, dem die unvergleichlich gesündere Natur seines Vaters nie verfallen ist. Nun wurde er plötzlich seiner hohen Mission bewußt, die Gesellschaft zu reformiren. Wie Victor Hugo die Antithesenjagd, so betrieb Dumas fils das Haschen nach Paradoxen und erklärte der Gewohnheit, dem Gesetz, den socialen Satzungen einen Krieg bis aufs Messer. Er machte aus dem Theater ein philosophisches Seminar für Disputirübungen, er schrieb nicht mehr Theaterstücke sondern dialogisirte Abhandlungen, er stellte Thesen auf und vertheidigte sie, er predigte einen socialen Kreuzzug und schielte nach Rom, er erfand ein elftes Gebot: Tue la! Halb mystischer Idealismus, halb brutaler Realismus. Und so kam er schließlich bis zu seinem neuesten Werk, der „Fremden". Er ist der alte junge Dumas geblieben, doch sitzt ihm der Prophetenwahn tiefer als je im Gehirn. Er ruft jetzt zur Abwechslung: Tue le! hält seiner Gesellschaft in der Einbildung einen verzerrenden Hohlspiegel hin

und zeigt ihr zugleich ein neues apokalyptisches Thier, das im Begriffe steht, den socialen Körper zu zersetzen. Es ist der Vibrion, der Handlanger des Todes. Ihn unschädlich zu machen, ist die moderne französische Gesellschaft zu schwach, und sie wäre unrettbar dem Verderben geweiht, wenn es nicht eine neue Welt geben würde, deren Kinder die Energie nicht nur im Gehirn, sondern auch im Arm concentrirt haben. Nicht einmal der als ein Unicum von Biedersinn und Tugend dargestellte Gerard ist stark genug, über das Vibrionenthum zu siegen, denn der Arme bei uns arbeitet um die Gesellschaft zu bereichern, aber hat weder Zeit noch Geld um sich vertheidigen zu lernen. Herzog Vibrion würde den Ingenieur ohne Zweifel über den Haufen schießen. Der Amerikaner tritt an seine Stelle und befreit das zersetzte Blut des socialen Körpers von dem verderblichen Infusorium.

Aber dies ist nicht die einzige Theorie, die Dumas in seiner neuesten Schöpfung aufstellt. Die oben mitgetheilte Scene zwischen dem Doctor Remonin und der Marquise de Rumière enthält allein nicht weniger als drei Thesen, von der Vibrionenlehre ganz abgesehen. Während die Letztere ins Gebiet der Naturwissenschaften gehört und ein Resultat der physiologischen Experimente ist, die der Verfasser mit einem befreundeten Arzte unternahm, berühren die übrigen Theorien andere Fächer und bringen eine äußerst nothwendige Abwechselung in die Sache: der Zuschauer des Stücks würde sonst gar instinctiv eine Cigarre anzünden, als befände er sich im Anatomiesaal und nicht im Hause Molières. Die zweite Theorie von Remonin-Dumas ist die physico-chemische der Liebe. Beispiel: Die Liebe der Herzogin zu Gerard ist vorerst bloße Attraction, also Physik. Sie glaubt, er liebe die Fremde und die Eifersucht stellt sich ein: die Chemie operirt und die Physik allein genügt nicht mehr. Resultat: die Liebe. Fernere Theorie, die in jener Scene entwickelt und in einem kurzen Gespräch zwischen Remonin und Mrs. Clarkson präciser gefaßt wird:

Remonin. Ich weiß nicht, warum mir mein Gefühl sagt, daß Sie der Herzogin etwas zu Leide thun wollen. Wohlan, hören Sie auf den Rath eines alten Philosophen. Sie werden unterliegen; das Gute ist stärker als das Böse.

Mrs. Clarkson. Warum sieht man denn so oft, daß das Böse obsiegt?

Remonin. Weil man nicht lange genug sieht.

Das ist die dritte Theorie, deren Wahrheit am Ende des Stücks durch die besiegte Vierge du mal bestätigt wird. Außerdem gibt es noch unzählige andere Thesen: aber frägt man nach der Grundidee des Dramas, dann ergibt sich schon aus diesem embarras de richesse das Unharmonische und Unkünstlerische des Stücks. Wenn man sich an den Titel hält, wird man zur Annahme berechtigt, die Fremde, das Prinzip des Bösen im Kampfe mit dem stärkeren Guten, repräsentire die Hauptintention des Autors: aber die Oekonomie der Etrangère beweist, daß das Drama im Drama einzig und allein im Conflict des Vibrionen mit seiner Frau liegt. Dieser beginnt erst mit dem vierten Act. Alles vorhergehende ist überflüssiger Episodenkram, der nichts mit der Haupthandlung zu thun hat. Die letzten zwei Aufzüge aber bilden für sich, wenn man zur Noth noch die Expositionsscene des ersten Acts herübernimmt, ein homogenes Ganzes, ein nervöses packendes, bizarres Stück vom „Schwiegersohn des Herrn Moriceau". Aber dann gäbe es weder Theorien, noch Thesen und Dumas wäre nicht Prophet. Der erwähnte Philosophenwahn beherrscht den Verfasser jedoch so sehr, daß ihm vielmehr an seinen Theoremen, als an einem guten Theaterstück gelegen ist. So kommt es, daß „die Fremde" ein dramatisches Ungeheuer ohne Composition und Harmonie, aber voll endloser Dissertationen und hundertzeiliger Tiraden wurde und besonders in einer Beziehung gegen Voltaire's Quatrain sündigt:

Il faut une action,
De l'intérêt, du comique, une fable,
Des moeurs du temps un portrait véritable,
Pour consommer cette oeuvre du demon.

L'Etrangère ist kein wahres Bild der Sitten der Zeit, so sehr auch Dumas es behauptet. Und hier treffen wir ein Symptom der Philosophensucht französischer Autoren: schattenartig schiebt sich ihnen vor die wirkliche Welt eine eingebildete, die sie mit der

wirklichen verwechseln und als wirklich schildern. Ihre Gesellschaft existirt nicht so, wie sie sie zeichnen, und für deren Typen findet man die Originale selten im Leben an. So war es fast immer mit Balzac, nach dem „Dernier Chouan," so ist es mit dem Verfasser der Etrangère: nur daß Dumas viel weniger Phantasie besitzt, und die nüchterne Verstandesoperation, die allein bei ihm thätig ist, weniger verdeckt. Daher die Gefühlsarmuth, die Kälte und vor Allem die Unwahrheit seiner Stücke. Was ist das z. B. für eine Welt, die er uns in der „Fremden" als diejenige des Faubourg Saint Germain vorführt?! Die effectvollste Scene des Dramas, Mrs. Clarkson in der Theegesellschaft des ersten Acts, verdankt er zwar einer historischen Anekdote, deren Heldin Niemand geringeres ist, als die Rachel, ihre Entstehung ist aber in der Art und Weise, wie Dumas sie exponirt, gesellschaftlich unmöglich. Eine Femme du monde hätte ohne Zweifel beim Eintritt der verrufenen Fremden den Salon verlassen und ihre Gesellschaft würde ihr Beispiel befolgt haben. Aber selbst wenn sie bliebe, würde sie nie und nimmer der Maitresse ihres Mannes den Thee selbst serviren und von derselben Frau sich eine Anspielung zuflüstern lassen. Eine Dame der feinen Welt hätte wahrscheinlich gerade so gehandelt, wie das Urbild dieser Situation, welches auf den Beitrag für die Armenkasse verzichtete und die Rachel nicht empfing. Gleichviel, Dumas hat eine dramatische Situation forcirt, die er geschickt ausführte. Schlimmer ist die mitgetheilte Bruchscene, die zu aller Verlogenheit noch deshalb empört, weil sich die junge Frau darin zu einigen, von mir nicht übersetzten Ausdrücken über Verhältnisse hinreißen läßt, die vor Gericht nur bei geschlossenen Thüren verhandelt werden. In dieser Scene ist Dumas auch noch eine andere Ungeschicklichkeit begegnet. Während er nothwendig den Herzog so schwarz und unsympathisch wie möglich zeichnen muß, um den Zuschauer für das vibrionenhafte Sterben am Schluß stumpf zu machen, mehr noch: den Mord als etwas Freudiges empfinden zu lassen, vergißt sich hier der Autor, wie auch Coquelin, der treffliche Darsteller des Herzogs: der Vibrion empfindet und fühlt aufrichtige Reue und Liebe. Die Folge ist, daß das Publikum jedesmal gerührt wird über die herzlichen Worte, die Dumas dem todtgeweihten Herzog in den Mund legt und die Coquelin mit Ueberzeugung spricht: sofort nimmt Publicus auch Partei für den armen Vibrionen, gibt seiner Frau Unrecht und ist mit Recht empört, daß nun Frau Schwiegervater und Liebhaber mit dem Rufe: Tod dem Vibrion! über ihn herfallen, der trotz seines Leichtsinns und seiner noblen Passionen im Grunde noch der Beste von der ganzen Sippschaft ist. Auch nicht ein liebenswürdiger, geschweige denn wahrscheinlicher Charakter ist hier zu finden. Wir haben da einen Liebhaber, der uns als ein Muster von einem Ehrenmanne geschildert wird und die geliebte Frau, die einem Anderen gehört, „respectirt". Aber trotz seiner angeblichen Biederkeit thut er doch nicht, was unter solchen Umständen ein anständiger Mensch allein thun sollte: die Geliebte fliehen. Im Gegentheil, er besucht sie, tröstet sie und bittet sie, ihrer Pflicht treu zu bleiben. Er fordert sie auch auf, eine Unwürdigkeit zu begehen und der Courtisane den Gegenbesuch zu machen. Kurz, er ist immer bei ihr, selbst vor dem Duell mit ihrem Gatten. Sein Liebesplatonismus beschönigt nichts. Man kann sicher sein, daß die Herzogin eines Tages ein Pülverchen ihrem Gemahl in den Wein werfen würde, wenn nicht ein glücklicher Zufall den Amerikaner herführte, der die Beseitigung des Herzogs selbst besorgt. Ein Verhältniß wie Gerard es unterhält, muß bei solchen Naturen schließlich zum Gattenmord führen. Der rechte Vater seiner abscheulichen Tochter ist Moriceau: er verkauft aus Eitelkeit sein Kind und wundert sich am Ende noch, daß die Verschacherte nicht glücklich wird. Naiv ist nur Dumas, der glauben machen will, ein so leidenschaftliches und energisches Weib, wie die Herzogin, sei zu einer derartigen Vernunftheirath zu bewegen gewesen: sie, die ihre Liebe ganz offen zur Schau trägt, sich ihrem Gemahl gegenüber damit brüstet und über die Beseitigung desselben als wie von einer ganz natürlichen Sache spricht. Denselben Cynismus trägt auch Doctor Remonin zur Schau, doch kann er damit entschuldigt werden, daß er kein Weib und zudem — ein Arzt ist. Er und der nicht weniger tugendhafte zweite Verehrer der Herzogin, Guy des Haltes, geben sich zu Chandeliers her. Am consequentesten sind der Herzog und der Amerikaner gezeichnet; nur ist es

möglich, daß ein practischer Mensch wie Clarkson ein so wenig practisches Ehebündniß abschließen konnte. Und die Fremde, sie deren Rolle man ganz aus der „Fremden" streichen könnte, ohne die Handlung zu stören? Diese seit „Onkel Tom" conventionell gewordene Schauerstückfigur sollte einen dämonischen Zug tragen. Das liegt außerhalb der Talentirung Dumas: er ersetzte also die innere Tiefe der Figur durch eine Reihe äußerlicher Mittelchen, die der Fremden etwas Mysteriöses und sogar Tragisches geben sollten. Sie durfte also keine der gewöhnlichen Abenteuerinnen sein, wie sie in Paris so reichlich zu finden sind, sondern mußte apartere Züge tragen. Nicht nur holte er sie von Amerika, sondern er machte sie zur Mulattin, abschon sie Sahra Bernhardt weißer als weiß geschminkt gab. Er ernannte sie zur Rächerin ihrer Rasse, und noch in der Generalprobe wies sie am Schluß des Stücks dem Polizeicommissär eine Karte vor, bei deren Anblick die Diener der Hermandad sich ehrfurchtsvoll verneigten und sie passieren ließen. Dumas strich diesen überflüssigen und störenden Zug noch vor der Première. Was sollte auch Mrs. Clarkson erst noch in der geheimen Polizei? Ihre Existenz ist räthselhaft genug auch ohne das. Immerhin läßt sich aus dieser Ueberladung der Figur erkennen, daß sie im ersten Entwurf des Stücks wirklich die Hauptrolle hatte. Bei der Ausführung mag sie dann immer mehr und mehr in den Hintergrund getreten sein und an Bedeutung verloren haben. Hätte der Autor sie lieber ganz gestrichen, denn es ist eine in Paris doppelt unmögliche Figur, diese „Jungfrau des Bösen." Namentlich wenn man bedenkt, daß die Pariser Lebemänner nicht weniger practisch denken, als Mr. Clarkson, und das aussichtslose Schmachten auf die Dauer nicht ertragen. So sind alle Personen der Komödie unwahr und unsympathisch.

L'Etrangère ist ein schlechtes Stück. Dennoch errang es einen solchen pecuniären Erfolg, daß die ohnehin für Dumas fils eingenommene Pariser Kritik es verhältnißmäßig glimpflich behandelte. Daraufhin gingen natürlich die deutschen Theaterdirectoren in die Falle und kauften das Stück unbesehen. Es dürfte aber in Deutschland kaum gefallen. Am Théâtre français wurde die „Fremde" durch die glänzende Inscenirung gerettet. Es ist eine Freude, das unvergleichliche Ensemble zu sehen, und Got, Coquelin, die Croizette und die Brohan sprechen zu hören. Nur für solche Meister im Conversationston ist das einzig Gute berechnet, das die „Fremde" enthält: der Dialog. Keine Person des Stücks denkt brav: sie leben in einer falschen Welt und können nicht die Wahrheit reden. Nur die Art, wie sie sprechen, macht sie und das Stück interessant. Sie haben Geist und reden mit Geist. Es funkelt und glitzert in all diesen Paradoxen und Repliken und wenn auch ein falscher Diamant mißliebig bemerkt wird, so macht ein anderer echter Alles wieder gut. Der Esprit täuschte das Ohr und die Inscenirung das Auge: das ist die Ursache, weshalb die neueste Schöpfung von Dumas fils nicht durchfiel. Möge sie in Deutschland ein kritikvolleres Publikum finden, welches erkennt, daß L'Etrangère der Frucht gleicht, die Chateaubriand aus Jericho mitbrachte: sie trug die glänzendsten und frischesten Farben, aber als er sie aufschnitt, fand er — Staub, Schmutz und Gift.

Kritische Rundblicke.

Die Zukunft des deutschen Theaters.

Die Zukunft des deutschen Theaters. Von einem Staatsbeamten. Berlin. W. Hertz. 1876.

Bekanntlich pflegen in Ländern, die politisch am Meisten herunter sind, die meisten Besserungs- und Verfassungsvorschläge gemacht zu werden; man tröstet sich über das Elend der Gegenwart mit dem Ausblick in eine utopische Zukunft. Wenn dasselbe Gesetz auch für die Theaterverhältnisse gilt, so muß es mit diesen bei uns in der That herzlich schlecht bestellt sein, denn der Theaterreformer sind nie so viel gewesen, wie in diesen Tagen. Der Eine will ein Reichsministerium der schönen Künste haben, der Andere wohl gar eine Theaterkritik von Reichswegen und was der originellen Einfälle mehr. Aber so umfassend, so praktisch ersonnen diese Ideen scheinen, so leiden sie meist an dem kleinen Fehler, daß sie die Hauptsache außer Acht lassen. Die Hauptsache beim Theater sind nun aber die Stücke. Nur dort kann das Theater seine gebührende Stellung bewahren, nur dort werden große Schauspieler neue Offenbarungen ihrer Kunst bringen, wo die dramatische Poesie in Blüthe steht, aber auch wirklich nach der Richtung der Poesie, und nicht nach der Mache hin. Denn bei aller Kunst handelt es sich um die Alternative, ob sie sich an unsere edleren Gefühle wenden will, oder an unsere Vergnügungslust. Sucht die Kunst sich der Ersteren zu bemächtigen, so schreitet sie vor, speculirt sie auf die Letztere, so geht sie unfehlbar dem Verfalle entgegen. Daß in Deutschland das Letztere der Fall ist, dürfte trotz alles Prahlens unserer literarischen Chauvinisten nicht zu bezweifeln sein. Soweit die Werke neuerer deutscher Schriftsteller auf unserer Bühne wirklich zu Hause, verdanken sie dies einzig und allein der Mache. Sich diese anzueignen, ist Jedermanns Sehnsucht, die Poesie selber ist Nebensache. Man weiß, daß die poetische Wirkung, mag sie an und für sich noch so dramatisch sein, für das zusammengelaufene Publikum nicht ausreicht. Im Stillen unterschreiben sie Alle Hartmann's gelassenes Wort über die Zukunft des Theaters und richten sich darauf ein, dem Börsianer das Verdauen zu erleichtern. Jeder sucht das von ihm cultivirte Genre so tief wie möglich herabzudrücken, weil er so schneller ein Publikum zu finden hofft.

Hierauf muß die Herrschaft der Franzosen auf unseren Theatern zurückgeführt werden. Die Franzosen besitzen nun freilich jene Mache, sogar von Haus aus, sie ist so zu sagen das Wesen des romanischen Dramas von Anfang an gewesen, das niemals etwas anderes war, als ein Intriguenspiel. Aber die Franzosen sind uns, so beschämend es für uns ist, und so unangenehm es Manchem klingen mag, augenblicklich in der Poesie an ernster tiefer Auffassung der Dinge überlegen. Alle Deductionen, was der germanische Geist bedeute, was Göthe gewesen sei &c., ändern daran Nichts. Schopenhauer, Beethoven, Göthe, Wagner sind freilich als Franzosen nicht denkbar, aber ich möchte wohl wissen, ob Jemand behaupten wollte, Paul Lindau fasse das Leben tiefer auf als der jüngere Dumas, Fanny Lewald sei eine größere Dichterin als George Sand, Sardou könne von Moser lernen &c. Inmitten des dem Inhalte nach gänzlich Richtigen, was uns unsere Landsleute liefern, müssen die Werke der Franzosen geradezu einen unverhältnißmäßigen Werth gewinnen. Stets werden hier Probleme behandelt, die entweder für die französische Gesellschaft oder gar für das Geschlechtsleben im Allgemeinen von höchstem Werthe sind und selbst der aufgeweckte deutsche Zuschauer vergißt der

Aufrichtigkeit gegenüber, mit der der Dichter an sein Problem herantrat, daß doch der Deutsche hier anders, consequenter, ja großartiger denken müßte. Oder aber, wie es bei Sardou der Fall ist, wir bekommen eine Satyre zu hören, die mit der Molières verglichen werden kann und ganze Schätze moderner Lächerlichkeit der Nachwelt aufheben wird. Man denke nur, wie herrlich in Sardou's letztem Stücke, Ferreol, das Geschworenenwesen und Alles was so an einem Kriminalprocesse drum und dran hängt gegeißelt wurde. Der deutsche Recensent aber, getreu der Erziehung, die ihm unsere Dramatiker angedeihen lassen, faßte dies gar nicht, es gelang ihm nicht einmal, das nebenbei in jenem Stücke behandelte geschlechtliche Problem sich herauszuschälen, er regalirte sein Publikum mit einer umständlichen, blödsinnig verwickelten Erzählung und nannte das Ganze eine „interessante Kriminalgeschichte". Aehnliches läßt sich vom vielgeschmähten Offenbach behaupten. Den Fadheiten unserer Possen gegenüber muß man anerkennen, daß hier oft ein toll ausgelassener, aristophanischer Humor waltet. Wenigstens kann ich nicht umhin, in der Großherzogin von Gerolstein mehr Geist zu finden, als im verwunschenen Prinzen. Soll man nun das Publikum schmähen, daß es die Vorzüge der Franzosen anerkennt? Mann kann eben nur die völlige Verranntheit (ich weiß kein besseres Wort) unserer Literatur bedauern, die sich blind von dem abwendet, was dem deutschen Geiste ziemt und was er leisten kann. Ehe sie aber sich nicht diesem wieder zukehrt, eher kann auch nicht davon die Rede sein, daß das Theater wieder in Blüthe komme.

Soll man es aber deßhalb sich durchaus selber überlassen? Soll man die „Theaterfreiheit" ihr Werk thun lassen, die Hände in den Schooß legen und, wie Karl Frenzel verlangt, einmal ein Menschenalter warten, was daraus wird? Das ist das Vertrauen mancher Kranker auf die Natur, die sich „schon selber helfen wird". Aber wie oft bedarf auch die Natur einer Unterstützung! Wer wird einen Halbertrunkenen liegen lassen, ohne ihm irgend einen Beistand zu leisten? Ist wohl ein Hauswirth so thöricht, eine Wohnung, die leer steht, ganz verfallen zu lassen? Er wird vielmehr Alles thun, sie im Stande zu erhalten, weil ihm sonst schließlich überhaupt kein Miether mehr kommen wird. Denken wir uns den Fall, daß eine Nation ein Menschenalter hindurch an immer schlechtere geistige Kost gewöhnt würde — vermuthlich hat sie alsdann später für das Bessere gar kein Verständniß mehr. Dies zu verhüten, ist der Zweck einer wahren Klassikerverehrung, über deren Nachtheile ich in diesen Blättern vor einigen Monaten mich ausgesprochen habe. Sie soll nicht das Neue, Eigenartige bekämpfen, sie soll der Masse die Möglichkeit dieses auch einmal zu verstehen, erhalten, indem sie ihr immer von Neuem die Werke der größten Dichter vorführt und sie nicht ganz aus der Gewohnheit entläßt, einmal im Theater den Verstand mehr zusammen zu nehmen, als es in der börsianischen Verdauungsstimmung angenehm sein mag. Indem so das Theater der Vergangenheit gegenüber auf einer gewissen Höhe gehalten wird, dient es zugleich der Zukunft. Mehr wird man schwerlich zu erreichen sein, alles Weitere hängt davon ab, ob das lebendige und zugleich ideale Theaterinteresse in Nation und Dichtern wieder erwacht. Auch bilde man sich nicht ein, daß durch irgend welche Institutionen dem Neuen der Kampf ums Dasein erspart werden könne. Möchten sie noch so sehr den phantastischen Wünschen entsprechen, irgend welche Schriftsteller werden doch auf sie schimpfen, weil ihre Werke nicht aufgeführt werden. Sie müssen sich eben damit trösten, daß die Erde nicht vollkommen ist und sich in die Alternative finden, daß sie ihr Loos verdienen oder daß dereinst die Zukunft sie für die Gegenwart belohnen wird. Wer diese allein im Auge hat, mag freilich bitterer fühlen, soll aber auch wissen, daß er sicherlich kein echter Dichter ist.

Daß bis jetzt für das Theaterwesen gar Nichts geschah und Alles beim Alten blieb, beruht wohl zumeist darauf, daß die meisten Reformvorschläge Unmögliches verlangen. Desto mehr wird man sich freuen, einmal auf praktische Ideen zu stoßen. Und diese hat der Autor der Brochüre „Die Zukunft des deutschen Theaters", der sich selbst einen Staatsbeamten nennt, jedenfalls entwickelt. Doppelt erfreulich erscheint dies, als es documentirt, daß man auch in officiellen Kreisen die Wichtigkeit des Theaterwesens für das geistige Leben des Volkes zu begreifen beginnt. Mag man daher auch mit dem „Staatsbeamten" in einzelnen Dingen verschiedener Meinung sein, so ist doch um so energischer der Grundgedanke seiner Reformvorschläge festzuhalten. Vermag man dies nicht, so beweist dies nur von Neuem, wie schlecht es mit dem Interesse an dramatischer Kunst bestellt ist. Unsere Parlamentarier freilich sind zufrieden, wenn sie sich in einer Berliner Posse erholt haben, und amüsiren sich beim

Herrn Hirsch in der Tanzstunde. Ist denn aber die dramatische Kunst nicht allermindestens einer ebenso großen staatlichen Aufmerksamkeit werth, als die anderen Künste? Man ereifert sich für die Museen, man begeistert sich für Polytechniken, man bestellt Bilder für die Gallerien und beauftragt den Plastiker, unser Land mit Denkmalen zu verzieren. Aber vom Theater wird nicht mehr gesprochen, seitdem man ihm die Theaterfreiheit gab. Und was hat diese bisher gewirkt? Nach meiner Meinung qualitativ Nichts. Wenn die Kunst die Masse, die unter allen Umständen von einer Majorität von Philistern beherrscht wird, zum Brotherrn bekommt, hat sie sich nach dem Geschmack dieses Brotherren zu richten. Er will den Lach- oder den Sinnenkitzel befriedigt haben, anders kann man ihn nicht fassen, nur bisweilen gelingt es auch, ihn mit dem Thränenkitzel weich zu stimmen. Man sehe doch einmal sich an, was die massenhafte Bilderbestellung der Gründerzeit der Malerei genützt hat! Das gedankenlose Genrebild fand die meisten Käufer und die letzten beiden Kunstausstellungen waren von Schund überfluthet. Würde nicht die Bildhauerei sich ohne den Staat schließlich mit wenigen Ausnahmen auf Nippessachen beschränken müssen? Wie nun aber der Staat hier der wahren und großen Kunst die Möglichkeit einer gesicherten Existenz verschafft, so sollte er es auch beim Theater thun. Er muß die Concurrenzfähigkeit derjenigen Bühnen, welche dem allgemeinen gewerbsmäßigen Treiben gegenüber bessere Ziele verfolgen, unterstützen; daß es solche Bühnen gibt, ist aber zugleich wieder sein eigenes Interesse. Bekanntlich hat man es in Frankreich ohne weitere theoretische Bestrebungen stets so gehalten. Diejenigen Pariser Bühnen, welche wirklich einen Zweig der Literatur und Musik cultivirten, erhielten eine Unterstützung, sowohl Gymnase wie Odeon, Opera lyrique und Opera italien, große Oper und Théâtre français. Eine reine Gewerbs-Bühne wird sich niemals lange Zeit hindurch halten; mag sie auch noch so manches Jahr des Glanzes erleben, sie verfällt zuletzt. Man betrachte nur die Geschichte der Pariser Privat-Theater, oder die Misere der Londoner Bühnen, oder die Erlebnisse der meisten deutschen Stadttheater. Was wissen die Theater zu Hamburg, Breslau, Köln für Jammer zu erzählen! Nichts aber hat umgekehrt auf Literatur und Geschmack einen besseren Einfluß, als wenn ein Theater so zu sagen ein Theil des öffentlichen Lebens wird, mit dem nationalen Dasein verschmilzt, wie das vom Théâtre français, theilweise auch vom Wiener Burgtheater gilt. Wenn der „Staatsbeamte" daher den Hoftheatern nachrühmt, daß sie bis jetzt das Beste für deutsche Kunst gethan, so ist dies in der Natur der Sache begründet. Persönliche Initiative zudem wird die Kunst immer am Energischsten und Freundlichsten fördern; wir finden sie in allen ihren großen Epochen, selbst in dem demokratischen Athen, ob wir hier nun Perikles als den Mäcen auffassen, oder das athenische Volk selbst, das nichts weniger als eine „Masse" im heutigen Sinne war, sondern eine Anzahl sich vornehm dünkender, über Alles schwatzender Müssiggänger.

Ebensowenig indessen wird man die Behauptung bestreiten wollen, daß die Hoftheater heute nicht mehr ausreichen. Vor Allem werden auch die größeren Städte dafür sorgen müssen, daß ihre Theater den Schwankungen der Spekulation entzogen werden. Der „Staatsbeamte" wünscht für den preußischen Staat, daß nicht nur die Communen in dieser Beziehung eingreifen, sondern auch die Provinzen es sich angelegen sein lassen, in ihrer Provinzialhauptstadt ein gutes Theater zu besitzen, dessen Personal dann zu gewissen Zeiten des Jahres auch in anderen Städten der Provinz spielen soll. Für Berlin verlangt er neben den königlichen Theatern noch ein mit diesen zusammenhängendes königliches Volkstheater, event. auch die Unterstützung anderer Bühnen.

Zur Hebung der Poesie schlägt er wiederholte Preisausschreibungen vor. Bis jetzt ist nun allerdings nicht viel bei Preisausschreibungen herausgekommen; die Preisaustheilungen sind nur selten von der Nachwelt bestätigt. Vielleicht käme man aber zu besseren Resultaten, wenn man sie weniger allgemein hielte und ein bestimmtes Süjet, namentlich nationalen Charakters vorschriebe. Die Vorzüge der einen Dichtung vor der anderen würden sich hier weit leichter bemerklich machen.

Die Brochüre beschränkt sich indessen nicht darauf, diesen allgemeinen Weg anzubahnen, der Verfasser entwirft vielmehr den speciellen Plan einer neuen Organisation des gesammten Theaterwesens. Vor Allem erklärt er es für angemessen, daß auch das Cultusministerium Einfluß auf dasselbe erhalte. Sodann fordert er die Bildung einer Central-Commission für das Theaterwesen, zusammengesetzt aus Vertretern der Ministerien und der Kunst selber, sowie ein aus dieser hervorgehendes direct eingreifendes

Theatercomité. Wenn es sich auch von selber versteht, daß Staat und Commune ihre Unterstützung nur unter gewissen Bedingungen oder Garantien geben können, so wird man doch über die nähere Modification des hier eintretenden Verhältnisses streiten können. Für's Erste gilt es jedoch, daß ein solches Verhältniß überhaupt angebahnt werde, daß die dramatische Kunst eines gleichen Interesse gewürdigt werde, wie Malerei, Sculptur und Architektur, daß Staat und Stadt auch sie für werth halten, einigermaaßen vom Kampfe um das platte pecuniäre Dasein entrückt zu werden. Wenn man auf allen Seiten so warm für die Zukunft des deutschen Theaters fühlte, wie der Autor der hier angezeigten Brochüre, so würde sich nachher eine Einigung über die Detailfragen leicht herstellen lassen. Möchte man sich doch auf realen Boden stellen und von jenen doctrinären Abstraktionen lassen, die entweder ein Ideal predigen, das niemals zu verwirklichen ist, oder auf die Kunst das Laisser aller der Manchesterlehre anwenden, welches nicht einmal sich auf industriellem Gebiet bewährt hat.

H. Herrig.

Antikritisches.

Von Ernst Wichert erhalten wir das nachstehende Schreiben.

Geehrter Herr Redacteur!

Es ist sonst nicht meine Gewohnheit, auf kritische Aeußerungen über meine literarischen Erzeugnisse berichtigend zu antworten. Das Referat des Herrn O. S. Seemann über meinen Roman „das grüne Thor" (S. 178 der Neuen Monatshefte) enthält jedoch einen Satz, den ich nicht glaube mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Er sagt dort: „Man behält stets die Empfindung, mit einer fingirten Gesellschaft zu verkehren, aber man verkehrt mit ihr gern, und gilt auch die ehrerbietige Verneigung des Dichters dem hohen Adel und üppigen Luxus, so bekommt doch der Mittelstand und das frugale Leben einen recht freundlichen Seitenblick und warmen Händedruck. Ob Sie den „warmen Händedruck", den „das frugale Leben" erhält, und die weiter unten folgenden „geölten" unentbehrlichen Widerwärtigkeiten und Hindernisse als Nr. 7 der Forsetzung S. 180 anfügen wollen, muß ich Ihrem redactionellen Ermessen überlassen; ich habe mich hier nur gegen die — ich weiß nicht, ob böswillig oder unbedacht — meinen Charakter angreifende Beschuldigung zu verwahren, daß ich mich in meinem Buche ehrerbietig vor etwas verneige, was nur den Rücken eines servilen oder sittlich verkommenen Schriftstellers krümmen kann. Wie darf Herr Seemann eine solche Aeußerung wagen, wenn er meinen Roman wirklich gelesen hat?! Ich muß zweifeln, daß er ihn gelesen hat. Denn selbst der befangenste Leser, wie er sich auch sonst zu meinen Buche stellen mag, muß aus demselben gerade die entgegengesetzte Meinung entnehmen: Daß der Verfasser nämlich redlich bemüht ist, gegen die falsche Werthschätzung eines zufällig anhaftenden Vorzuges und gegen den verderblichen Einfluß des üppigen Luxus auf die Gestaltung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse anzukämpfen. Es steht hier nicht etwa Behauptung gegen Behauptung, Urtheil gegen Urtheil, sondern der Beweis ist mit wenigen rein thatsächlichen Aufstellungen zu führen. Ich weiß nicht, was Herr Seemann unter „hohem Adel" versteht. In meinem Roman ist die Geburtsaristokratie überhaupt nur vertreten durch einen verarmten Freiherrn, der eine Burgruine sein letztes Eigenthum nennt, und sich dann durch die Aussicht, ein gräfliches Fideicommiß zu erben, zu der Trennung von einer geliebten Frau verleiten läßt, wofür er hoffentlich schwer genug zu büßen hat; ferner durch seine beiden Söhne, von denen der ältere, Professor Schönrade, jede Bemühung ablehnt, in den Besitz des ihm vorenthaltenen adlichen Standes zu kommen, indem er den selbstverdienten Namen eines geachteten Gelehrten vorzieht, nach der Wiedervereinigung mit seinem Vater auf das Recht der Erstgeburt und die Nachfolge in dessen gräflichen Besitz verzichtet, um sich nicht unbequeme Fesseln anzulegen, ein bürgerliches Mädchen heirathet und dem Katheder treu bleibt, der jüngere aber im Roman nur Gelegenheit hat, sich durch einen Wettstreit des Edelmuths zu empfehlen, indem er sich nämlich weigert, eine bevorzugte Stellung einzunehmen, zu der er zwar erzogen ist, die ihm aber von Rechtswegen nicht gebührt. Ist in alledem überhaupt eine Tendenz zu finden, so kann es doch nur die sein, daß der tüchtige Mensch sich nicht von Zufälligkeiten der Geburt bestimmen läßt, sondern seinen Werth in sich sucht und behauptet. Der „üppige Luxus" andrerseits ist allerdings im Hause des Kaufmann Fainborg vertreten; in der ganzen Fainborgschen Familie ist aber auch nicht ein einziges Glied, für welches der Verfasser des Romans bestrebt wäre Sympathie zu erwecken; ganz im Gegentheil ist hier Schilderung und Charakteristik durchweg so ge-

halten, daß der Leser sich eher mit dem Autor verächtlich oder mit Achselzucken abwenden wird. Unmöglich kann es der Kritik selbst in einer „kleinen Bücherschau“ erlaubt sein, so den Inhalt des besprochenen Buches geradezu auf den Kopf zu stellen! Es wird dann schon nicht mehr auffallen, wenn es weiter von dem Autor heißt: „er stattet Camilla und den Professor mit Geld, Lena mit Gewandtheit und Bildung aus“ — diese Camilla „mit Geld“, die ausdrücklich in der schroffsten Weise jede Geldunterstützung verweigert, diesen Professor „mit Geld“, der seinen freiherrlichen Besitz nur antritt, um ein geachtetes Handelshaus vor dem Concurse zu bewahren, diese Lena „mit Gewandtheit und Bildung“, die absichtlich durch Einfachheit und Herzlichkeit in den Gegensatz zu der gesellschaftlich routinirten und mit ihrer Bildung wuchernden Sidonie Fainborg gesetzt ist, sodaß dann doch mindestens ein ihre Gewandtheit und Bildung bezeichnendes Beiwort geboten gewesen wäre. Es mag eine harte Zumuthung sein, einen dreibändigen Roman zu lesen, um zwanzig Petitzeilen darüber zu schreiben, aber dem mißhandelten Autor wird nicht zugemuthet werden können, sich dabei in Geduld zu fügen, besonders wenn diese Mißhandlung in einer Zeitschrift erfolgt, die sich ihren Lesern mit einer seiner Novellen eingeführt hat. Deßhalb mit der Bitte um Aufnahme dieser Entgegnung Ihr

hochachtungsvoll ergebenster

Ernst Wichert.

Herrn Dr. O. S. Seemann, dem wir diesen Brief zur Beantwortung übersandten, schrieb uns folgende Erwiderung:

Verehrter Herr!

Keine Seite des dreibändigen Romanes habe ich überschlagen und in meiner kurzen Anzeige dem Eindruck Worte geliehen, den das Ganze auf mich gemacht hat. Ich schrieb wohlwollend, und überlasse es dem unbefangenen Leser zu beurtheilen, ob eine Spur von absichtlicher Kränkung in meinen Zeilen liegt. Drückt Herr W. meine ehrerbietige Verneigung zu einem servil gekrümmten Rücken hinunter, so ist das *seine*, nicht meine That. Um zwischen dem Autor und mir zu entscheiden, muß man allerdings sein Werk so genau durchlesen, wie ich es las, und das kann man ohne Gefahr, denn, wie ich schon lobend bemerkte, es gewährt eine gefällige Unterhaltung. Auf Einzelnheiten hier einzugehen, wäre langweilen, also nur *eine kurze Notiz*. Ich habe gesagt: der Autor stattet Camilla und den Professor mit Geld aus. Herr W. nimmt das übel, allein wahr ist es dennoch. Camilla erzieht ihren Sohn zum Studium der Geologie und der Sohn macht dann wissenschaftliche Reisen nach Mexiko und Island. Das kostet sehr viel, und da kein Anderer namhaft gemacht wird, der die Kosten bestreitet, Mutter und Sohn auch viel zu stolz sind um Unterstützung von irgend Jemand anzunehmen, so kann ich nicht umhin bei der Behauptung zu bleiben, das Geld stamme vom Autor her.

O. S. Seemann.

Kleine Bücherschau.

Unter den vielen Neuerscheinungen, welche sich auf unserem Büchertisch angesammelt haben, befindet sich ein recht werthvoller und gehaltreicher Beitrag zur Aphorismenliteratur: „*Psychologische Beobachtungen*“ (Verlag von Carl Duncker in Berlin). Das Buch ist ein wahrer Ameisenhaufen von stechenden Pointen. Zum Durchlesen in einer Sitzung ist es freilich nicht da. Es ist, wie Faust's Phiole, ein „Auszug aller tödtlich feinen Kräfte“ — ein condensirter, saftreicher Gedankenextrakt, der nur tropfenweise eingeschlürft werden darf. Es ist ein Buch, das viel zu denken gibt und in das man ebenso viel hineinlesen muß, wie man herausliest. Je aufmerksamer man es aber prüft, je mehr man die empfangenen gedanklichen Anregungen im Geiste ordnet, um so deutlicher tritt auch zu Tage, daß in diesem krausen wimmelnden Durcheinander von Einfällen und Apercus nicht Willkür und bunte Laune gewaltet hat, sondern eine systemvolle und überlegene Absicht. Die zahlreichen Aphorismen sind nicht in sorglosem Zickzack ausgeschüttet, wie die Pfefferkörner aus einer Streubüchse, sondern kurz und besonnen hingelegt, wie die Steinchen zu einer musivischen Arbeit. Eine einheitsvolle pessimistische Lebensanschauung kommt fast in jedem einzelnen Ausspruch zu Gehör und wie die Eisenspähne unter der Wirkung des Magneten, so schließen sich hier alle vereinzelten Bemerkungen durch die Macht der darüber schwebenden Weltansicht zu einer dichten Einheit zusammen. Das ist der Hauptvorzug, den das Buch des Verfassers besitzt — erst dadurch erhebt es sich aus dem Stadium einer splitterhaften aphoristischen Unfertigkeit und wundert sich zu einem zusammenhangvollen Ganzen.

Unerschöpflich ist der Verfasser besonders in der Belauschung der geheimen menschlichen Mo-

tive, die sich in unsern Worten und Handlungen oft so tief und scheu zu verstecken wissen. Man höre einige Beispiele.

„Die Motive unsrer glänzendsten Handlungen gleichen oft denjenigen Substanzen, aus welchem das weiße Papier gemacht wird." — „Man gesteht seine Dummheiten, um zu zeigen, daß man klug genug ist, sie zu bemerken." — „Jeder tadelt die Schmeichler, aber Niemand kann sie entbehren." — „Unsere Unzufriedenheit mit der Welt entspringt gewöhnlich aus ihrer Unzufriedenheit mit uns." — „Die Motive unseres eignen Handelns erfahren wir ebenso selten, wie die Motive von den Handlungen Anderer." — „Wir loben die Bescheidenheit eines großen Mannes in dem dankbaren Gefühl, daß er unsere Eitelkeit nicht verletzt." — „In einem Punkt halten wir die Andern aufrichtig für besser als uns selbst: Es kommt uns niemals der Gedanke, daß sie ebenso schlecht über uns sprechen wie wir über Sie sprechen." — „Trotz unserer allseitigen Falschheit gegen andere halten wir ihre Liebenswürdigkeit gegen uns für aufrichtig." — „Raufereien, bei denen wir zusehen, sind uns immer nicht lebhaft genug." — „Wer im Kampfe des Lebens offen und ehrlich zu Werke geht, gleicht einem Unbewaffneten, der gegen Bewaffnete kämpft." — „Wenige haben ein so starkes Gedächtniß, daß sie den hundertsten Theil ihrer Lügen behalten könnten." — „Frauen erscheinen uns in ihrer Wahl nie unbegreiflicher, als wenn sie Andere uns vorziehen." — „Wir lesen selten die Charakteristik eines großen Mannes, ohne uns getroffen zu fühlen."

Die trockenen Pedanten werden an allen diesen Beispielen etwas zu bemängeln — dort wegzunehmen, hier hinzuzufügen haben, aber der Text einer Sentenz ist wie der Text eines Gesetzparagraphen: Alle Einzelfälle kann und will er nicht umfassen. Er will in seiner trotzigen Selbstständigkeit und herrschsüchtigen Allgemeinheit cum grano salis verstanden werden und nur mit einem scharfen unerwarteten Ruck die eigenen Gedanken in Bewegung bringen, die in unserm Kopfe wie unangestoßne Perpendikel hängen. Das leistet der — uns unbekannte — Verfasser der „Psychologischen Beobachtungen" in hohem Maße, und wie selbst die kleinsten Geldmünzen das Bildniß des Landeshern tragen, so tragen selbst seine kürzesten Aussprüche den Stempel eines herrschenden Systems.

Oscar Blumenthal.

Miscellen.

Kurz vor Redaktionsschluß ereilt uns die Trauerkunde vom Tode **Ferdinand Freiligraths**. Wir hoffen im nächsten Heft aus berufenster Feder einen Nekrolog zu bringen, der dem „ausgewanderten Dichter" gerecht wird.

*

Von **Eduard von Hartmann** wird noch im Lauf dieses Jahres die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" erscheinen, an welcher der berühmte Denker schon seit langer Zeit arbeitet. Der in diesem Heft enthaltene Aufsatz über „die Verlogenheit des modernen Lebens" ist einem Abschnitt dieses Werkes entnommen.

*

Levin Schücking hat ein Drama: „**Die Mündel des Papstes**", das die psychologische Entwickelungsgeschichte von Katharina von Medici zum Inhalt hat, vollendet.

*

Julius Grosse arbeitet gegenwärtig an einem neuen Roman „**Sophie Monnier**", dessen Mittelpunkt das weltberühmte Liebesverhältniß Mirabeau's zu Sophie bildet.

*

Im nächsten Heft werden wir **Erwin Schliebens** Preisschrift über den Roman veröffentlichen, die vom Verein der Literaturfreunde in Wien gekrönt worden ist. Es dürfte die Mittheilung interessiren, daß von Erwin Schlieben schon eine größere Reihe von Schriften erschienen sind: 1. „Wagroth, Prinz von Litthauen", Preisdrama, aufgeführt auf der Bühne zu Königsberg bei Gelegenheit des Jubiläums der Stadt 1855. — „Theodor, König von Corsica", Komödie in 5 Aufzügen. Als Manuscript an die Bühnen versandt 1860. — „Johanna", ein Idyll. Oldenburg 1860. — „Halbmenschen", eine Historie. 2 Bände, Hamburg 1871. — „Moderne Freier". Roman. 2 Bde. Berlin 1872. — „Hinter der Front". Roman. 3 Bde. Jena 1875 — „Das Judenschloß". Roman. 3 Bde. Preßburg und Leipzig 1876. — Gegenwärtig arbeitet der Dichter an einem pädagogischen Roman: „Die Erziehung zur Lüge".

*

Neulich hat sich in Paris eine Gesellschaft gebildet, die sich ganz unverfroren Société de l'art chrétien zu nennen beliebt und welche mit einem Preisausschreiben debutirt, wovon sich selbst die ultramontanste Phantasie nichts träumen ließ. Es folge hier der Text des Programms, demzufolge zwei Preise für ein ultramontanes Drama und ein ditto Lustspiel ausgesetzt sind. „I. Für ein christliches Drama. § 1. Die Bewerber haben ein christliches Theaterstück zu liefern, dessen Stoff der Heiligengeschichte entnommen sein muß. § 2. Frauenrollen sind unzulässig. § 3. Das Stück muß in Versen geschrieben sein. § 4. Die Zahl der Acte ist nicht vorgeschrieben. § 5. Das Drama darf Chöre und Singstücke enthalten. II. Für ein christliches Lustspiel. § 1. Die Bewerber haben ein komisches christliches Theaterstück zu liefern. § 2. Die Wahl des Stoffes ist nicht vorgeschrieben, doch werden die Verfasser gebeten, triviale Ausdrücke und gemeine Personen zu vermeiden, da die Wohlanständigkeit und der gute Ton einzig und allein die jungen Christen immerdar erbauen sollen. § 3. Wie im Drama, so dürfen auch in der Komödie keine Frauenrollen vorkommen. § 4. Das Stück kann in Versen oder in Prosa geschrieben sein und darf auch fromme Couplets enthalten. § 5. Die Zahl der Acte ist nicht vorgeschrieben."

*

Eine erstaunliche literarische Blamage von **Rudolph Virchow** hat dem Herausgeber d. Bl. Veranlassung gegeben, im „Ulk" — dem humoristischen Beiblatt des „Berliner Tage-

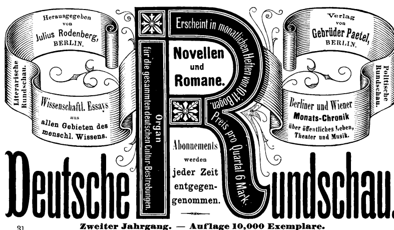
blatts" — den folgenden Herzenserguß zu veröffentlichen:

Simplicius Simplicissimus.

Jüngst gab ein schweres Aergerniß
„Simplicius, Simplicissimus."
Herr Rudolph Virchow lobesam
Die Dichtung in die Hand bekam,
Das Buch, worinnen conterfeit
Die Sitten einer wüsten Zeit,
Das Buch von Schelmenhand geschrieben,
Das alle guten Geister lieben.
Es zeigt uns des Jahrhunderts Wildniß.
In gar getreuem Spiegelbildniß
Und nennt in ehrlich-derbem Geist,
Ein jedes Ding, wie's eben heißt.
Doch schlingt sich um die grellen Fresken
Der Witz mit krausen Arabesken
Und mitthinein in Schimpf und Scherz
Tönt glockenhell das deutsche Herz....
Das ist das Buch, das lobesam
Herr Virchow in die Hand bekam.
Das hohe Gaudium aller Kenner,
Dem Lob geweiht die besten Männer,
Herrn Virchow ward aus Freundesmunde
Von diesem Buch die erste Kunde!
Und als er flüchtig drin geblättert,
Hat er „erschreckt" gedonnerwettert
Und ob des Schelms von Grimmelshausen
Erfaßt ihn jach ein frostig Grausen.
Er stieß sich an der Worte Rohheit
Und sah nicht des Gedankens Hoheit
Und wie vom Donnerschlag gerührt
Hat er das Büchlein „sekretirt".
Der Trauer fand er nicht genug,
Daß er gekauft das schnöde Buch
Und schalt die Sitten spät und früh
Simplicii Simplicissimi —
Des hohen Gaudiums aller Kenner,
Dem Lob geweiht die besten Männer!
Und als drauf jüngst die Rede kam,
Sprach wieder Virchow lobesam.
Vor offnem Landtag unverzagt
Hat er den Dichter angeklagt,
Gar tugendsam-entrüstungsvoll
Entlud er seinen alten Groll
Und hat gar schrecklich anzuschau'n
Auf unser Büchlein losgehau'n,
Als sollt's verbrennen gleich der Schinder,
Weil's nicht bestimmt für kleine Kinder!
Gar manchen Hieb versetzt' er so
Simplicio Simplicissimo —
Doch Keiner zog für ihn das Schwert
Von Allen die es angehört.
Die sonst so redelustig eifern,
Sie ließen still den Schelm begeifern
Selbst Lasker, der sonst immer spricht,
Selbst Lasker opponirte nicht!
Und Keiner schützte ringsherum
Simplicium Simplicissimum....
Doch sei's genug der bittern Klage!
Erlaubt zum Schluß nur eine Frage:
Wie würde Euer Zorn wohl kochen,
Wenn — ein Franzose so gesprochen?
Doch die Franzosen hol' der Henker!
Wir sind die Dichter und die Denker!

O. Bl.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.



3] **Zweiter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.**

Inhalt des soeben ausgegebenen fünften Heftes:

I. **Iwan Turgenjew,** Die Uhr. Erzählung eines alten Mannes. Deutsch von Leopold Kayssler.
II. **Karl von Noorden,** Papstthum und Kayserthum im achtzehnten Jahrhundert.
III. **Julius Rodenberg,** Ferien in England. IV. (Schluss.)
IV. *****, P. M, Leontjew und die russische Presse II.
V. **Georg Brandes,** Paul Heyse.
VI. **Friedrich Kapp,** Der Schiffbruch des „Deutschland.“
VII. Literarische Rundschau. Prof. Billroth über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften.
VIII. **Ferdinand Hiller,** Neue musikalische Charakterbilder von Otto Gumprecht.
IX. **Karl Frenzel,** Berliner Chronik. Die Theater.
X. **Otto Gumprecht,** Die Berliner Concertsaison. Eine Novität im Opernhause.
XI. **Joseph Bayer,** Wiener Chronik. Das Wiener Burgtheater. Ad. Willbrandt's Trauerspiel „Nero.“
XII. **A. W. Ambros,** Das Wiener Hofopern-theater.
XIII. Politische Rundschau.
XIV. Literarische Neuigkeiten.

Für Fastnachts-Scherze.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

24]

Thespiskarren.

Eine Sammlung haarsträubender Original-Dramen,

ausgeführt von

Räubern, Rittern, Schäfern, Einsiedlern, Geistern und Consorten.

Zur Aufführung in fidelen Kreisen herausgegeben

von **Edmund Wallner.**

Band I. Preis 1 Mark 50.

Inhalt: 1. **„Der Ohrenbalsam des Eremiten,“** oder der ungehörte Vaterfluch, oder des Backenstreichens Fluch und Segen. Ein ritterliches Schauspiel in zween Aufzügen nebst einem Vorspiel mit Gesang, Tanz, Gefecht und Feuerwerk von Gustav Kopal. (7 Personen u. Chor.)
2. **„Der geschundene Raubritter“,** oder Minne und Hungerthurm, oder das lange verschwiegene und doch endlich an den Tag gekommene Geheimniss. Trauerspiel in 3 Acten von Gustav Copal. (7 Personen und Chor.)
3. **„Roderich der Furchtbare“,** oder Liebe, Spund und Cognac. Ein närrisches Possenspiel in 1 traurigem Act von Nepomuk Kavizell. (5 Personen und 1 Soufleur.)
4. **„Don Guano“,** oder: Der steinerne Gastwirth. Grosse ausserordentliche Oper ohne Gesang in 12 Acten, unter Mitwirkung des Herrn Mozart, verfasst von M. L. von Chemnitz. NB. Sollte das Stück nach dem zweiten Acte beendet sein, so fallen die übrigen weg. (5 Pers. und 1 Gensd'arm.) — **Jedes dieser Schauer-Dramen ist auch einzeln für 75 Pf. zu beziehen.**

Neue Romane

aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

Erschienen 1875.

Zu haben in jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

Braddon, M. E., Verbrechen und Liebe. Aus dem Englischen von A. v. Winterfeld. 3 Bände. 10 Mark.

Bulwer, Edward, Kenelm Chillingly. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Billige Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

Byr, Robert, Quatuor. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.

Collins, Wilkie, Die Frau in Weiß. Dritte billige Auflage. Preis 3 Mark.

Collins, Wilkie, Ein tiefes Geheimniß. Zweite Auflage. 6 Mark.

Emilie Flygare-Carlén, Schattenbilder. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.

Frenzel, Karl, Silvia. Roman in 4 Büchern. 12 Mark.

Heigel, Karl, Neue Novellen. 2 Bände. 5 Mark.

Leben, ein edles, Von der Verfasserin von John Halifax. Zweite Auflage. 1 Band. 4. Mark.

Mels, A., Unsichtbare Mächte. Historischer Roman aus der Gegenwart. Zwei Abtheilungen. 9 Bände. Preis 22 Mark.

Oliva. Von der Verfasserin von John Halifax. 3 Bände. 9 Mark.

Raabe, Wilhelm, Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. Zweite billige Ausgabe. 2 Bände. 4 Mark.

Raabe, Wilhelm, Meister Autor, oder die Geschichten vom versunkenen Garten. Zweite billige Ausgabe. 1 Band. 2 Mark.

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. Erster Band. 3 Mark.

Schlägel, Max von, Graf Kettlan der Rebell. Roman aus dem ungarischen Tieflande. 2 Bände. 6 Mark.

Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildniß. Histor. Novelle. 2 Bände. 9 Mark.

Scherr, Johannes, Blätter im Winde. 1 Band. 5 Mark.

Schwartz, Sophie, Novellen. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 3 Bände. Preis 9 Mark.

Schwartz, Sophie, Das Mädchen von Korsika. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 1 Band. 4 Mark.

Vacano, E. M., Am Wege aufgelesen. Novelle. 3 Mark.

Im Verlag von **J. F. Richter** in Hamburg erschien: [35

Biblische Steine. Von Alfred Friedmann. Preis Mk. 1. 20.

Bei **L. Rosner** in Wien erschien ferner:

Savīlia. Von Alfred Friedmann. 2. Auflage. Preis Mk. 1. 20.

Aus Hellas. Von Alfred Friedmann. Mk. 2. —

Merlin. Orpheus. Von Alfred Friedmann. Mk. 2. 40.

Die Feuerprobe der Liebe. Angioletta. Von Alfred Friedmann. Mk. 3. —

10] Illustrirtes

Musik- und Theater-Journal.

Chef-Redacteur: **Otto Reinsdorf.**

Jeden Mittwoch erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen.

Inhalt: Leitartikel. — Abhandlungen über interessante Themata. — Concert- und Theater-Recensionen. — Correspondenzen aus allen bedeutenden Städten der Welt. — Besprechungen der musikalischen und dramaturgischen Novitäten. — Gedichte zum Componiren. — Romane und Novellen aus dem Kunstleben. — Kunstnachrichten.

Illustrationen: Portraits hervorragender Componisten, Dichter, reproducirender Künstler, Pädagogen 2c. — Costümebilder. — Scenen aus Opern und Schauspielen. — Neue Theatergebäude 2c.

Originalbeiträge von den namhaftesten Schriftstellern.

Jede Nummer bringt:

Berliner Briefe von Oscar Blumenthal.

Abonnement vierteljährlich: 3 Mark 50 Pf.
Ganzjährige Abonnenten erhalten 24 Musikhefte als Prämie gratis.
Einzelne Nummern 35 Pf.

Jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie jedes Postamt übernimmt Abonnements.
Probenummern werden auf Verlangen gratis und franco zugeschickt.

Verlag der **K. K. Hof-Musikalienhandlung**
von
Adolf Bösendorfer, Wien, Stadt, Herrengasse, 6.

Verlag von **A. Kröner** in Stuttgart.

Otto Müller's

Ausgewählte Schriften

in zwölf Bänden.

Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich.

Elegant geheftet 18 Mark. Elegant in 6 Bänden gebunden 24 Mark.

Inhalt:

Bd. 1 u. 2. Charlotte Ackermann. 2 Bde. Bd. 3. u. 4. Bürger. 2 Bde. Bd. 5. Der Stadtschultheiß von Frankfurt. Bd. 6. Eckhof und Iffland. Bd. 7. u. 8. Roderich. 2 Bde. Bd. 9. Die Försterbraut im Odenwald. — Der Tannenschütz. Bd. 10. Zwei Sünder an einem Herzen. Bd 11. u. 12. Die Mediatisirten. 2. Bde. [37

Soeben neu erschienen (als Festgeschenk für Damen ganz besonders geeignet):

Deutsche Literaturgeschichte

für Frauen und Jungfrauen.

Von

Edmund Hoefer.

Mit 1 Titelstahlstich: „Die Poesie“ nach Rafael, gestochen von **B. Froer.**

Preis geh. 7 Mark. In prachtvollem Leinwandband mit Goldpressung 9 Mark.

34] **Verlag von A. Kröner in Stuttgart.**

Verlag von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt.

Empfehlenswerthe

Musikalien für Gesang,

für Sopran und Tenor

von

Edmund Bartholomäus.

Op. 8.: **Herzenswunsch,** Lied von E. M. Oettinger. Für Sopran oder Tenor. — Preis 75 Pfge.

Op. 7.: **Der Fischer,** Ballade von Goethe. Für Sopran oder Tenor. — Preis 1 Mark 25 Pfge.

Die Kritik äussert sich in folgenden Worten über den Werth obiger Tonwerke:

Op. 8.: **„Herzenswunsch"** klingt an wie ein Mozart'sches Lied, so lieblich und einfach ist seine zweiperiodige Melodie; wer sie einmal in sich aufgenommen, dem wird sie lange wohlthuend in Herz und Ohr nachklingen. Zugleich liefert das Lied den Beweis, dass auch mit wenigen Accordfolgen sich etwas machen lässt, ganz im Gegensatz zu so vielen anderen neuen Liedercompositionen, die nach Kreuz und Quer, selbst im kurzen Liede von wenigen Tacten herumfahren, ohne auch nur eine Spur von sangbarer Melodie zu erzielen.

Op. 7.: **„Der Fischer"** ist als Ballade natürlich grösser angelegt, bewegt sich aber gleichwohl in den einfachsten Weisen und klangvollsten Melodieen. Im $^9/_8$ Tact entwickelt sich die Handlung der Ballade und zwar in ungesuchter aber wahrer, der Situation angepasster Malerei. Ein Zwischensatz im $^3/_4$ Tact (Andante) enthält die klagende und verführerische Ansprache der Nymphe an den Fischer; sie kennzeichnet in der unruhig pochenden Klavierbegleitung der Beiden Seelen-Zustand und muss, falls diese Begleitung des Claviers durch die Pedalharfe ausgeführt wird, noch mehr an Reiz und Wahrheit gewinnen. Gut vorgetragen wird die Ballade stets von grosser Wirkung sein, desshalb sei sie dem geschulten Sopran und Tenor dringend empfohlen. **Dr. M.**

Op. 42.: **Wär' ich ein Vöglein auf grünem Zweig,** Gedicht von Margarethe Diehl. Für Sopran. — Preis 1 Mark.

Namentlich für Coloratur-Sängerinnen empfehlenswerth, daher auch als Concert-Arie mit Erfolg zu verwenden.

Op. 21.: **Ich bat sie um die Rose.** Lied für Sopran oder Tenor, eingelegt in das Lustspiel „am Klavier" von Grandjean. Einzel-Abdruck aus dem Payne'schen Pracht-Album für Theater und Musik. — Preis 50 Pfge.

Im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien:

Allerhand

Ungezogenheiten.

Von

Oscar Blumenthal.

Dritte Auflage.

16 Bogen in elegantem Buntdruckumschlag. Preis 3 Mark, elegant geb. 4 Mark 50 Pfennige.

Unter der Devise:

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlachen! —
Erwidert lächelnd ihren Spott und wißt:
Der Spötter Witz kann Nichts verächtlich machen,
Was selber nicht verächtlich ist! —

hat der Verfasser in dem obigen übermüthigen Büchlein, das er „seinen lieben Gegnern feindschaftlichst" zueignet, seine besten polemischen und satirischen Aufsätze, Aphorismen und Epigramme gesammelt. In der Abtheilung „Bunte Denkzettel" gibt er einen literarischen Xenienkranz, der allseitiges Aufsehen erregen dürfte.

Ein werthvolles Familien-Geschenk.

Im Verlage von **A. Pockwitz** in **Stade** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [49

Sophie Armster's
Kochbuch

für die bürgerliche, wie für die feinere Küche.

Elfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Gebunden in eleg. Decke mit Goldpressung 4 Mark.

Nachdem eine überaus günstige Aufnahme diesem Kochbuche von seinem ersten Erscheinen an stets treu geblieben, so ist der Werth desselben in der nunmehr veranstalteten **elften Auflage** noch ganz besonders gehoben durch manche Vermehrung mit den anwendbarsten neueren Recepten, sowie sorgfältige Revision der dieses Buch zu so gutem Rufe verholfenen älteren Anweisungen von einer routinirten Köchin und namentlich durch Hinzufügung aller Quantitäts-Angaben nach dem neuen **Maaß** und **Gewicht**, unter Beibehaltung der früheren Angaben in Parenthese.

Die zahlreiche Verbreitung, welche dieses Kochbuch bereits gefunden, verdankt es nach mancher freundlichen Beurtheilung vor Allem seiner vielseitigen Brauchbarkeit sowohl für die feinere herrschaftliche und Hôtelküche, wie ebenfalls für die schlichte bürgerliche Küche; aber auch auf die äußere Ausstattung ist durch Herstellung des Einbandes in eleganter Decke mit Goldpressung bei dieser neuen Auflage ganz besondere Rücksicht genommen und dürfte dasselbe somit zugleich als ein werthvolles und schönes Festgeschenk zu empfehlen sein.

|| Für jede Hausfrau berechnet. ||

|| Aller Jungfrauen bester Rathgeber. ||

Elfte bedeutend verbesserte Auflage.

Im Verlag der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

36]

Die Pisaner.

Trauerspiel in fünf Acten von **Adolf Friedrich von Schack.**

Zweite verbesserte Auflage.

Miniatur-Ausgabe Mark 2. — Elegant gebunden mit Goldschnitt Mark 3. —

Diese an erschütternden Momenten reiche Tragödie, welche bei ihren wiederholten Aufführungen in **München** mit **außerordentlich großem Beifall** aufgenommen wurde, **wird auch beim Lesen einen** mächtigen Eindruck hervorbringen.

Stuttgart, Februar 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von **Th. Chr. Fr. Enslin** in Berlin.

Der Kurprinz.

Drama in drei Aufzügen

von

Hans Herrig.

33] 2 Mark.

Soeben erschien: [48

Paul Lindau

als dramatischer Dichter.

Kritische Essays

von

Egmont Hadlich.

Preis 1 Mark 50 Pfge.

Berlin. **Alfred Weile.**

der Idee, als welche sie in der anmuthigen Tochter des Goldforellenwirthes sowohl ihre Ergänzung als ihren Gegensatz findet. In beiden Erzählungen erhöht das Ineinanderspielen aristokratischer und demokratischer Daseinsweise die Spannung, und um die beiden tragischen Gemälde her legt der Humor Einrahmungen voll bunter und krausverschlungener Arabesken.

Band 6 bietet **„Die Jesuitin"**, eine Reisenovelle, in welcher der Verfasser ein persönliches Abenteuer in den Walliser Alpen benutzt hat, um dem Problem des Jesuitismus eine ganz neue Wendung zu geben. Die Novellen **„Rafael Spruhz"**, **„Gottlieb Rapser"** und **„Die rothe Dame"** sind satirische. Sie gehören also zu einem Genre, welches in unserer Zeit allzu wenig gepflegt wird. Alle drei sind so recht frisch und keck aus dem vollen Leben herausgegriffen und persifliren in anschaulichster Weise religiöse und politische, wissenschaftliche und literarische Verkehrtheiten, welche in unseren Tagen grassiren.

Band 7—8 enthalten die historische Novelle **„Die Pilger der Wildniß."** Den hochinteressanten Stoff bot die Geschichte Nordamerika's. Der Verfasser hat es möglich gemacht, daß wir in seiner Erzählung das ganze mühe- und gefahrvolle, aber auch poesiereiche Dasein der „Pilger" oder „Pilgerväter", d. h. der Besiedler von Neu-England, der Gründer der Vereinigten Staaten, so zu sagen miterleben, und er entläßt uns mit dem erhebenden Gefühle, einem bei aller Schlichtheit großartigsten Schauspiele der Weltgeschichte angewohnt zu haben.

Band 9—10 wird die 4. Auflage des „Michel" bringen, welcher bereits in weiteste Leserkreise gedrungen ist und welchen die Kritik als ein **„von Poesie, Gemüth und Humor überquellendes Werk"** bezeichnet hat.

Verfasser und Verleger sind übereingekommen, daß noch andere erzählende Arbeiten Johannes Scherr's, ältere sowohl, als auch neue, bisher ungedruckte, dieser Sammlung einverleibt werden.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Leipzig.

Die Verlagshandlung

Ernst Julius Günther.

An die Buchhandlung von ....

in ....

Unterzeichneter bestellt hiermit:

.... Expl. von **Johannes Scherr's Novellenbuch.** Vollständig in ca. 45 Lieferungen à 1 Mark. Lief. 1 u. ff.

Ort und Name:



Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.